

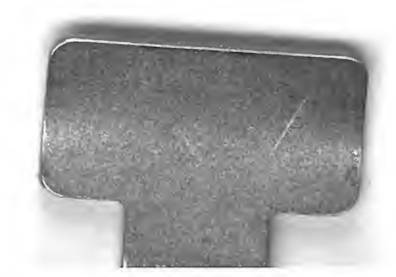
Die

Hopfenblüthen.

Eine Begebenheit
aus dem Leben
eines armen Landschullehrers,
erzählt
für
Kinder und Kinderfreunde.

Landshut, 1832.
Verlag der Krüll'schen Universitäts-
Buchhandlung.


EX·LIBRIS
FRANC·COM·A·THVN·HOHENSTEIN
TETSCHEN





Die Hopfenblüthen.

Eine Begebenheit aus dem Leben eines armen Landschullehrers,

erzählt für Kinder und Kinderfreunde

von

dem Verfasser der Ostereyer.

Landshut, 1832.
Verlag der Krüll'schen Universitäts-Buchhandlung.

1. Juvenile literature — Fiction, German

Neue Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde.

Von dem Verfasser der Ostereyer.

Erstes Bändchen.

Mit k. würtemberg. allergnäd. Privilegium gegen den Nachdruck.

Landshut, 1832.
Verlag der Krüll'schen Universitäts-Buchhandlung.

Inhalt.

Die Hopfenblüthen.

Erstes Kapitel.

Der Schullehrer.

Der arme Schullehrer Friedrich Hermann zu Steinach war einer der edelsten und zufriedensten Menschen unter der Sonne. Seine größte Freude war es, mit Kindern umzugehen, und er stiftete in seinem schönen Berufe unbeschreiblich viel Gutes. Dabey begnügte er sich mit seinem geringen Einkommen, und fühlte sich in seinem kleinen Reiche — wie er sein Haus mit dem Strohdache, seinen Garten und seine Schule nannte — so glücklich wie ein König.

Das Dörflein Steinach lag in einer rauhen, gebirgigen Gegend. Als

Hermann, an einem trüben Regentage, das erste Mal von dem Berge, über den der Fußweg führte, herab kam, und den alten, grauen Kirchthurm, und die moosbewachsenen Strohdächer zwischen Wald und Felsen tief unten im Thale erblickte, ward es ihm sehr schwer um das Herz. Nochmehr erschrack der gute Mann, als man ihm das baufällige Schulhaus zeigte, zu dem man nur über gelegte Steine durch einen garstigen Sumpf kommen konnte. In der finstern Wohnstube wurde es ihm ganz unheimlich; sie hatte eine schwarzbraune hölzerne Decke, einen morschen Stubenboden, und die kleinen runden Fensterscheiben waren von Schmutz und Alter beynähe undurchsichtig. Die Schulstube hatte ein eben so dumpfes widerliches Aussehen. Der Garten am Hause war zwar sehr groß, allein nur ein magerer Grasboden. Wenige Bäume darin trugen gutes Obst;

die meisten waren schlechter Art, oder bereits so alt, daß sie mehr dürre, als grüne Aeste hatten. Der Schullehrer verlor indeß den Muth nicht. „Mit Gottes Hülfe, sagte er getrost, soll dieses Alles besser werden.“

Er trat sein Amt mit Einsicht, Freude und Eifer an; mit ihm kam neue Lust und Liebe zum Lernen in die Schule. Der freundliche Lehrer, den die Kinder so lieb hatten, und bey dem sie so vieles lernten, gewann bald die allgemeine Liebe der Aeltern. Die Gemeinde gab seinen bescheidenen Bitten Gehör, und beschloß einmüthig, das alte Schulhaus zu erneuern. Er selbst arbeitete, außer den Schulstunden, beständig im Garten; vom frühen Morgen bis zum späten Abende sah man ihn alte Bäume ausreuten, junge pflanzen, andere propfen und veredlen, Beete umgraben, Gemüse ansäen, und junge

Pflänzchen setzen. Da er der Sohn eines Gärtners war, hatte er eine große Vorliebe für den Gartenbau, und verstand ihn sehr gut. Auch den sumpfigen Platz vor dem Schulhause und einen buschigen Hügel neben dem Garten, die mit zum Schuldienste gehörten, wußte er sehr gut zu benützen und anzubauen. Alles, was er unternahm, gelang, und die ganze Umgebung des erneuerten Schulhauses ward ein großer blühender Garten.

Etwa nach drey Jahren reisete Hermann zur Herbstzeit in die Stadt, seine Braut abzuholen. Sie hieß Therese Hilmer, und war eine sehr verständige, sittsame und tugendhafte Jungfrau. Ihr seliger Vater war ein Beamter gewesen, und sie hatte von ihm eine vortreffliche Erziehung erhalten. Das Hochzeitfest wurde bey dem Chorregenten in der Stadt, dem Bruder ihres Vaters, gefeyert.

Therese hatte das Schulhaus nebst dem Garten schon vor einigen Jahren gesehen, und die Erinnerung daran machte sie jetzt noch traurig. Hermann sagte ihr zwar, es sey nun Alles in einem bessern Stande; indeß erwartete sie wenig, und fuhr mit ihm bangen Herzens nach Steinach.

Allein wie erstaunte sie, als sie dort ankam, und anstatt des Sumpfes vor dem Hause einen schönen grünen Rasenplatz erblickte, auf dem reihenweis junge kräftige Bäume standen, die bereits mit rothen Aepfeln und gelben Birnen prangten. Das Schulhaus war zwar wie zuvor nur mit Stroh gedeckt. Allein das neue gelbe Strohdach und die bläulich grauen Mauern gaben ihm ein sehr reinliches, freundliches Aussehen. Der Schullehrer entschuldigte sich, daß man wegen der zu schwachen Mauer des Hauses kein anderes Dach habe anbrin-

gen können. Allein Therese sagte: „Auch unter einem Strohdache kann man vergnügt und glücklich leben, wenn man Gott liebt, und in Frieden und Eintracht lebt.“

Sie trat in die Wohnstube — und erstaunte aufs neue. Die Fenster waren hell wie Kristall, und gewährten eine herrliche Aussicht in den Garten. Die Wände waren weiß wie Schnee, und der Stubenboden neu und höchst reinlich. An der einen Wand befand sich der Schreibtisch des Lehrers, auf dem ein Bücherschrank mit Glasthüren angebracht war; an der andern Wand stand ein treffliches Klavier, eben so, wie der Schreibtisch, sehr zierlich aus glänzend braunem Nußbaumholze verfertigt. Ueber dem Bücherschranke erblickte man ein sehr schönes Bild, einen Kupferstich, den göttlichen Kinderfreund vorstellend, der die Kleinen zu sich ruft; über dem

Klavier hing ein nicht minder schönes Kupfer, das die heilige Cäcilia, die Erfinderin der Orgel, vorstellte; das schönste Kupfer aber zierte die Wand zwischen den zwey Fenstern, der Thüre gegenüber, und stellte die Heilige Familie vor. Die schönen Bilder, auch in braune Rahmen von Nußbaumholz gefaßt, nahmen sich auf der reinen weißen Wand sehr gut aus, und gereichten dem Zimmer zur großen Zierde. Ein einfacher Tisch, mit grünem Wachstuche überzogen, und sechs strohgeflochtene Sessel machten die ganze übrige Einrichtung aus. Der Schullehrer hatte diese Geräthschaften als Schulgehülfe in der Stadt, theils sich erspart, theils von seinen dankbaren Schülern und Schülerinnen zum Geschenke bekommen. In jeder Ecke der Fenstersimse stand noch ein irdener Blumentopf mit blühenden Gewächsen.

Der Schullehrer sagte, da Therese früherhin in tapezirten Zimmern gewohnt habe, so würden diese weißen Wände ihr nicht gefallen, und er bedauerte, daß in dem Zimmer sich nicht einmal ein Spiegel befinde. Therese sagte: „Diese blühenden Gewächse an den Fenstern schmücken ein Zimmer schöner, als die Blumen auf den Tapeten der Reichen, kosten weniger und verbreiten überdieß noch liebliche Wohlgerüche. Was aber den fehlenden Spiegel betrifft, so ist das schöne Bild des göttlichen Kinderfreundes, vorzüglich aber das liebliche Bild der heiligen Familie für uns Beyde der schönste Spiegel. Auch in dem Bilde der heiligen Cäcilia, die ihre Augen so begeistert zum Himmel erhebt, sehen wir wie in einem Spiegel, daß wir die Himmelsgabe der Musik nur dazu gebrauchen sollen, die Herzen der Menschen zum Himmel zu erheben.“

Der Lehrer führte nun Theresen in den Garten. Von der Gartenthüre an bis zur Hecke am Ende des Gartens, wo ein schöner, großer Apfelbaum stand, ging ein langer, breiter Weg, der mit reinem Kiese bestreut war. Die Hälfte des Gartens, nächst dem Hause, war mit Gemüsen bebaut, die rechts und links, schön und zierlich geordnet, in den abgemessenen Beeten kräftig wuchsen, und deren mancherley Grün sehr schön in das Auge fiel. Die andere Hälfte des Gartens war der Baumgarten; die ältern Bäume waren so mit Obst beladen, daß man sie stützen mußte; auch die jüngsten trugen wenigstens ein paar Aepfelein oder Birnlein; der Boden war mit dichtem Grase bedeckt. In der Ecke des Gartens sah man einen Bienenstand mit vielen Körben. Der Hügel zur Seite des Gartens war mit Hopfen bepflanzt, der sich an den schön geordneten

Stangen hoch empor wand, und zwischen dessen Blättern der goldene Abendhimmel herrlich hindurch blickte. Therese setzte sich auf die Bank unter dem Apfelbaume, am Ende des Weges, blickte mit innigem Vergnügen um sich, und sagte: „Wahrhaftig, da sieht man, was der Fleiß vermag. Es ist keine Lage des Lebens so schlimm, die man sich durch Fleiß, Nachdenken und Betriebsamkeit nicht erträglich, ja angenehm machen könnte. Dein Fleiß hat diese Wildniß in ein Land, das von Milch und Honig fließt, ja in ein Paradies verwandelt.“

Der Lehrer begab sich hierauf mit Theresen in die Schulstube. Die Kinder waren in ihren Sonntagskleidern in der Schule versammelt. Alle begrüßten die Gattin ihres geliebten Lehrers mit freudigem Lächeln, und stimmten ihr zu Ehren ein Lied an. Ein Knabe, der ein zartes Lämmchen trug, und ein Mäd-

chen mit einem Paar weißen Täubchen traten zu ihr hin, und baten sie, diese Gaben der Unschuld nicht zu verschmähen. Jedes der übrigen Kinder überreichten ihr ein kleines ländliches Geschenk — ein Huhn, ein Körbchen voll Eyer, ein Körbchen voll Früchte, eine Flasche mit Honig, hell und klar wie durchsichtiges Gold, goldgelbe Butter auf einem grünen Rebblatte, oder eine Reiste Flachs so zart wie Seide, oder wie die gelbweißen Haare der Kinder, die ihn überreichten. Therese wurde bis zu Thränen gerührt. „Ich komme eben aus einem schönen Garten, sagte sie, dem Garten dort am Schulhause; doch hier komme ich in einen noch schöneren, wo liebliche Kinder gleich zarten Blumen und hoffnungsvollen Bäumchen aufblühen."

„Ja, sagte der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis, der auch zugegen war,

so ist es! Möchte es mit Gottes Hülfe mir, und meinem treuen Mitarbeiter hier gelingen, diese zarten Pflanzen zu pflegen, und sie vor dem Verderben zu bewahren. Jede Schule soll ein Garten Gottes seyn, in dem Frömmigkeit, Unschuld und jede Tugend blühen."

Zweytes Kapitel.

Die Jugendgeschichte der Schullehrerin.

Therese war die Tochter des herrschaftlichen Verwalters zu Lindenberg. Sie verlor ihre Mutter früh. Der Vater ließ seinen mäßigen Tisch und seine kleine Haushaltung von der sehr geschickten und treuen Magd besorgen, die seit seinem Hochzeittage in seinem Hause treu und redlich gedient hatte. Therese war

mit Leonore, dem jüngsten Fräulein im Schlosse, von Einem Alter. Sie war die beständige Gespielin des Fräuleins, durfte an ihren Unterrichtsstunden Theil nehmen, und lernte mit ihr die weiblichen Arbeiten. Beyde schön aufblühende Kinder waren Herzensfreundinnen.

Eines Tages fuhr die Herrschaft mit zahlreichem Gefolge in die benachbarte Stadt, wo man den Landesfürsten erwartete. Fräulein Leonore hatte sich von einer gefährlichen Krankheit noch nicht ganz erholt, und mußte zu Hause bleiben. Eine Kammerjungfer wurde zu ihrer Bedienung zurückgelassen. Die Jungfer bat das Fräulein um die Erlaubniß, an die Landstraße, wohin es nur eine halbe Stunde war, hinausgehen zu dürfen, um da den Fürsten vorbeyfahren zu sehen; und das Fräulein gestattete es ihr sehr gerne. Auch die noch übrige Dienerschaft im Schlosse,

und sonst alle Leute im Dorfe eilten hinaus an die Straße. Therese hätte mit ihrem Vater in die Stadt fahren können; allein, sie wollte lieber dem Fräulein Gesellschaft leisten. Doch auch dieses unterblieb. Die alte treue Magd war sehr krank geworden, und Therese blieb aus Liebe zu ihr zu Hause.

Fräulein Leonore bekam in dem einsamen Schlosse Langeweile, und ging in den Garten. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Sie sah nach ihren Blumen, an die sie in ihrer Krankheit gar nicht mehr gedacht hatte. Die Blumen, die lange nicht mehr begossen worden, waren beinahe verwelkt; das Fräulein holte eine Gießkanne, und ging damit zum Springbrunnen in Mitte des Gartens, um in dem großen marmornen Wasserbehältniß, das ihn umgab, die Kanne zu füllen. Allein indem sie, noch schwach an Kräften, sich bemühte,

die schwere Gießkanne herauszuheben, glitschte sie mit dem Fuße aus, und stürzte in das Wasser, das sehr tief war. Der Schrecken und die plötzliche Erkältung benahmen ihr sogleich Athem und Besinnung.

Therese stand in diesem Augenblicke eben am Fenster. Sie sah das Fräulein hineinstürzen, hörte den dumpfen Schall des aufrauschenden Wassers, schrie, so laut sie konnte, um Hülfe, und sprang eilends dem Garten zu. Zu ihrem Schrecken fand sie die nächste Gartenthüre verschlossen. Sie eilte, immer um Hülfe rufend, in den Schloßhof, um durch die andere Thüre in den Garten zu kommen. Fast außer Athem erreichte sie den Springbrunnen. Das Fräulein war in dem Wasser untergegangen. Allein in ihrem Todeskampfe tauchte sie noch einmal auf, und streckte einen Arm aus dem Wasser. There=

se faßte sie bey der Hand, und es gelang ihr, das Fräulein herauszuziehen. Das arme Fräulein war aber ohnmächtig, hatte die Augen geschlossen, und sah so bleich aus, wie eine Leiche. Therese wendete Alles an, sie wieder zurecht zu bringen. Endlich schlug das Fräulein die Augen auf, sah Theresen lange und starr an, drückte ihr die Hand, konnte aber noch nicht reden. Als sie sich etwas erholt hatte, führte Therese sie langsam zurück in das Schloß, und brachte sie zu Bette. In der Bettwärme erholte sie sich vollends. Sie weinte aus Dankbarkeit und Liebe zu Theresen." Du hast mich vom Tode errettet, sagte sie öfter; mein ganzes Leben hindurch werde ich dir dafür dankbar seyn." „Wir wollen beyde Gott danken, sagte Therese; Er ist es, der Sie errettet hat."

Die Freundschaft des Fräuleins für Therese wurde von diesem Tage an noch

zärtlicher. Das Fräulein wollte sie immer um sich haben. Beyde arbeiteten, bald in dem Zimmer des Fräuleins, bald in einer Gartenlaube, viele Stunden zusammen. Fräulein Leonore fuhr nie spazieren, ohne Theresen mit zu nehmen, und war nur immer darauf bedacht, ihr Freude zu machen. So lebten sie mehrere Jahre in schwesterlicher Eintracht. Ihre gleich edlen Gesinnungen, ihre Sanftheit und Bescheidenheit, ihre Liebe und Eintracht machten ihnen das irdische Leben zum Himmel.

Indeß war der Krieg mit Frankreich ausgebrochen. Die feindlichen Heere rückten näher. Herr von Lindenberg faßte den Entschluß, sich mit seiner Familie nach Wien zu flüchten. Fräulein Leonore bat Theresen unter Thränen, mit nach Wien zu reisen. Sie both alle ihre Beredsamkeit auf, sie dazu zu bereden. „Hier zu Lande, das bald in feindliche

Gewalt fallen wird, sagte sie unter Anderem, hast du wenig Gutes mehr zu erwarten. Wer weiß, wie es dir gehen wird. Wir kommen sicher nicht so bald wieder zurück, und können dahier nichts mehr für dich thun. Dort aber werden wir Alles, was nur immer in unsern Kräften steht, beytragen, dich glücklich zu machen. Reise doch mit uns, liebste Therese."

Therese sagte: „Der Himmel weiß es, wie gerne ich mit Ihnen ginge. Allein ich kann meinen guten Vater nicht verlassen. Wer sollte ihn verpflegen? Unsere alte getreue Magd ist gestorben. Er hat ja nun niemand mehr, als mich!" Fräulein Leonore machte ihr eine prächtige Schilderung von den Herrlichkeiten der großen Kaiserstadt, und den Lustbarkeiten Wiens. Allein Therese sagte: „Ach, wie könnte ich Freude daran haben, wenn ich so weit von meinem Va-

ter, der alt und kränklich ist, entfernt wäre, und nicht wüßte, wie es ihm gehe. Ich würde vor Kummer sterben!"

Fräulein Leonore sprach: „Du mußt aber auch weiter hinaus denken. Wenn wir fort sind, werden die Fensterläden des Schlosses zugeschlagen, es steht dann leer, und wenige Menschen deines Standes kommen mehr hieher. Du siehst dann in dem verödeten Dorfe nur mehr Bauern und Bauernknechte, und etwa noch feindliche Krieger. Aber in Wien wird es dir bey deiner Bildung und deiner schönen Gestalt ein Leichtes seyn, eine gute Versorgung zu finden."

Therese sagte: „So lange ich meinen lieben Vater nicht gut versorgt weiß, will ich von keiner Versorgung für mich wissen, und wäre sie auch die beste von der Welt."

Auch Leonorens Mutter, die Frau von Lindenberg hätte es sehr gerne gese-

hen, daß Therese mit nach Wien gehe. „Komm mit uns, liebe Therese! sprach sie. Meine Leonore hat eine solche gute Freundin und treue Dienerin, wie du bist, in dem fremden Lande nothwendig; und ich werde dich als meine Tochter halten, und du sollst in mir stets eine liebreiche Mutter finden.“

Allein Therese sagte unter vielen Thränen, sie sey von der Güte und dem Zutrauen der gnädigen Herrschaft tief gerührt, allein sie betheuerte wiederholt, es sey ihr unmöglich, ihren alten kranken Vater, zumal bey den unruhigen Kriegszeiten, zu verlassen.

Die Frau von Lindenberg sprach: „Du hast Recht, liebes Kind! Gott segne dich wegen deiner kindlichen Gesinnungen. Bleibe bey deinem Vater, und sey der Trost und die Freude seines Alters und seine liebevolle Verpflegerin. Sollte aber Gott deinen guten Vater

zu sich nehmen, so sollst du doch keine Waise seyn. Schreibe dann unverzüglich an mich, und ich werde dir Gelegenheit verschaffen, zu uns zu kommen; ich werde dir dann eine Mutter, und meine Tochter wird dir eine liebende Schwester seyn."

Der Tag der Abreise brach an. Fräulein Leonore und Therese nahmen unter tausend Thränen Abschied. Auch Frau von Lindenberg ward von der zärtlichen Liebe der jugendlichen Freundinnen so gerührt, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen flossen. Selbst Herr von Lindenberg wandte sich ab, um eine Thräne zu verbergen. Therese aber sah der Kutsche nach, bis sie zwischen den nächsten Bergen verschwunden war. Sie weinte und schluchzte so heftig, daß ihre lieblichen Augen von Thränen ganz geschwollen waren, und heftige Kopf-

schmerzen sie nöthigten, sich zu Bette zu legen.

Therese lebte bey ihrem guten Vater sehr zufrieden, und führte ihm die Haushaltung. Da sie immer sehr beschäftigt war, so hatte sie keine Langeweile, obwohl das Schloß und der Garten am Schlosse für sie wie ausgestorben waren. So verfloß ein Jahr. Da kam die traurige Nachricht, Herr von Lindenberg sey gestorben. Da er keinen Sohn hatte, so fiel die Herrschaft Lindenberg einem seiner Anverwandten zu. Dieser hielt das schöne Gut wegen des gefährlichen Krieges für ein sehr unsicheres Eigenthum, und verkaufte es. Ein Kornhändler, der durch große Lieferungen zur Armee reich geworden, kaufte es, und nahm damit viele Veränderungen vor. Der bisherige Verwalter, Theresens Vater, wurde in Ruhestand versetzt. Er mußte das Amthaus verlassen, und mie-

thete sich eine kleine Wohnung im Dorfe, die nur aus einer Stube, zwey Kammern, und einer Küche bestand. Sein Jahresgehalt war sehr geringe, und wurde wegen der unruhigen Kriegszeiten nicht immer richtig ausbezahlt. Er hätte Hunger und Kummer leiden müssen; allein die gute Tochter ernährte nun den Vater mit der Arbeit ihrer Hände. Sie war in den weiblichen Künsten eine Meisterin, und saß den ganzen Tag und halbe Nächte hindurch an dem Nähkissen oder der Stickrahme. Dabey wußte sie die kleine Haushaltung mit so viel Einsicht und Klugheit zu führen, daß dem guten Vater in seinem Alter nichts Nöthiges abging.

Indeß nahm seine Gesundheit immer mehr ab. Er mußte daher lange das Zimmer hüten, und konnte endlich das Bett gar nicht mehr verlassen. Therese verpflegte ihn mit der liebvollsten

kindlichen Sorgfalt. Sie wachte viele Nächte hindurch bey ihm, arbeitete bey dem Schimmer der Nachtlampe unermüdet, und bethete beständig für ihn. Der Vater ward von ihrer kindlichen Liebe innigst, und oft bis zu Thränen gerührt. „Du thust Vieles an mir, liebste Therese, sagte er sehr oft. Denke an mich, Gott wird dir diese deine kindliche Liebe gewiß vergelten. Es wird dir gewiß noch wohl gehen." So sagte er auch noch in der Nacht, in der er starb.

Therese dachte jetzt, nach dem Tode des geliebten Vaters, zu der Frau von Lindenberg zu ziehen. Allein da sie eben den Brief an die edle Frau geschlossen hatte, erhielt sie von Fräulein Leonore, ihrer Freundin, einen sehr traurigen Brief. Auch Frau von Lindenberg war gestorben, und hatte das gute Fräulein in sehr dürftigen Umständen zurückgelassen. Denn wegen des Krieges

konnte ihnen schon lange Zeit her von ihrem Gehalte, den sie von Lindenberg vermög eines Vertrages zu beziehen hatten, nichts mehr verabfolgt werden. Das arme Fräulein lebte bey einer alten Tante in Böhmen, die sehr stolz, karg und jähzornig war. Das Fräulein mußte ihr Magddienste leisten. Ihr ganzer Brief war voll unbeschreiblicher Betrübniß, und zeigte, daß es ihr sehr hart gehe.

Nachdem Fräulein Leonore nunmehr auch eine arme Waise ohne Vater und Mutter geworden, und Therese die Hoffnung zu dieser ihrer Freundin zu kommen, vereitelt sah, reisete sie viele Meilen weit zu dem Bruder ihres seligen Vaters, dem Chorregenten Hilmer. Dieser nahm sie sehr liebreich auf, und sie fand an ihm einen zweyten Vater. Da Therese sehr verständig und tugendhaft, bescheiden und anspruchlos, und von

schöner, blühender Gestalt war, so bewarben sich bald mehrere wackere junge Männer in der Stadt um ihre Hand. Sie hätte eine sehr reiche Heirath treffen können. Allein sie zog in ihrem Herzen den armen Schullehrer Hermann, den sie in dem Hause des Chorregenten kennen lernte, allen übrigen vor, weil er ein sehr edler Mann war; und wohl auch weil sie für den Lehrstand, den viele gering achten, eine große Achtung hatte.

Sie fragte indessen den Chorregenten um Rath, was sie thun solle, und dieser billigte ihre Wahl vollkommen. „Denn, sagte er, Hermann ist zwar arm an zeitlichen Gütern, aber reich an Gütern höherer Art. Er hat Religion, ist ein Mann von Verstand und dem besten Herzen, und durchaus tadellos in seinem Betragen. Er lebt ganz nur seinem schönen Berufe, in dem er überaus viel

Gutes stiftet. Seine Einkünfte sind zwar geringe; allein bey Fleiß und Sparsamkeit doch hinreichend. Er ist mit dir von einerley Gesinnungen. Du wirst mit ihm glücklich seyn. Was euch an Einkommen abgeht, wird euch Gottes Segen ersetzen. Die kindliche Liebe, die du deinem Vater erwiesen hast, ist ein reicher Schatz, der seiner Zeit dir reichliche Zinsen tragen wird."

Drittes Kapitel.

Die Familie des Lehrers.

Hermann und Therese waren in dem ländlichen Schulhause mit dem freundlichen, reichgebauten Garten, sehr glücklich und vergnügt. Da sie beyde Gott von Herzen liebten, so fanden sie täglich Ursache, sich seiner Güte zu freuen

und Ihm zu danken. Da sie nur Ein Herz und Eine Seele waren, und von Jugend auf sich gewöhnt hatten, Jähzorn und üble Laune zu beherrschen, so lebten sie in Frieden und Eintracht, und gaben einander nie ein böses Wort. Da sie genügsam und sparsam waren, sich nicht mit eitlen Wünschen quälten, und sich keine unnützen Ausgaben machten, so waren sie immer mit dem zufrieden, was sie hatten, und behielten von ihrem Einkommen, so klein es auch war, immer noch etwas übrig, um ihren dürftigen Mitmenschen kleine Wohlthaten zu erzeigen, und einen Sparpfennig zurück zu legen.

Sehr viel trug es zu ihrem Glücke bey, daß sie immer beschäftigt waren. Der Lehrer war unermüdet in seinem Berufe, in dem er seine Lust und Freude fand. Therese besorgte die Haushaltung, die ein Muster der Reinlichkeit

und Ordnung war. Wenn der Lehrer die Schule geendigt hatte, kam gewöhnlich Therese noch auf eine Stunde, unterrichtete die Mädchen im Stricken und Nähen, und erzählte ihnen dabey manches Lehrreiche, oder sang mit ihnen ein schönes Lied.

Die Lehrerin nähte und stickte in ihren freyen Stunden, womit auch sie Vieles erwarb. Ueberdieß half sie ihrem Manne in Besorgung des Gemüsegartens. Der Lehrer nahm immer einige größere Schulknaben zu sich, wenn er zu Wartung oder Veredlung der Bäume etwas vorzunehmen hatte; die Lehrerin zeigte den größeren Mädchen in dem Gemüsegarten Alles, was zu dessen Bestellung nöthig ist. Nach wohlvollbrachtem Tagewerke waren Lehrer und Lehrerin immer sehr zufrieden mit sich. „Man fühlt sich doch nie glücklicher, sagten sie oft,

als wenn man zum Glücke Anderer beyträgt.“

Ihre größte Glückseligkeit aber fanden sie in ihren eigenen Kindern, mit denen ihre Ehe gesegnet war. Katharine, ihr erstes Kind mit den blauen Augen und den reichlichen blonden Locken, glich der Mutter; eben so Sophie, das zweyte. Der kleine Fritz, ein gar lebhafter Knabe, war dem Vater ähnlich. Noch andere Kinder kamen nach. Alle blühten wie Rosen, und waren schuldlos und schön wie die Engel. Als die größern Kinder anfingen zu reden, und täglich mehr Liebe und Zutrauen gegen die Aeltern an den Tag legten, nahm die Freude der Aeltern an ihnen täglich zu. Beyde vereinigten ihre Kräfte, die Kinder gut zu erziehen. Und da die Kinder folgsam waren, und die Erziehung an ihnen täglich schönere Früchte brachte, so

fühlten die Aeltern sich so selig, als wä=
ren sie schon im Himmel.

Wenn die Mutter an schönen Früh=
lingstagen auf der Bank unter dem
Apfelbaum saß und nähte, die kleineren
Kinder zu ihren Füßen mit Blumen
spielten, die größern ab= und zu liefen,
und sie um allerley fragten, während
rings umher Alles grünte und blühte,
und auf dem Baume über ihr die Gras=
mücke sang, so fing sie oft selbst an, vor
Freude und innerer Zufriedenheit zu sin=
gen. Als ihre Kinder etwas größer ge=
worden, so sang sie ihnen mit ihrer lieb=
lichen Stimme manches Kinderliedchen
vor, um das Gefühl für alles Wahre,
Gute und Schöne früh in ihnen zu er=
regen. Die Kinder sangen, gleich jungen
zwitschernden Vögelchen, bald auch ein
wenig mit. Der Lehrer ward von dem
erfreulichen Anblicke der liebreichen Mut=
ter in Mitte ihrer Kinder und von ih=

rem lieblichen Gesange so gerührt, daß er ein eigenes Lied für Mutter und Kinder verfaßte. Da es, wiewohl ganz kunstlos, dem Orte und der Stelle, wo es gesungen wurde, ganz angemessen war, so wurden die Kinder davon entzückt, und es machte auf ihre zarte Herzen den tiefsten Eindruck.

An einem herrlichen Frühlingsmorgen, da die Sonne eben aufgegangen war, und mit ihren goldenen Strahlen Berg und Thal erleuchtete, kein Wölklein den reinen blauen Himmel trübte, und Laub und Blüthen, Gras und Blumen vom Thaue funkelten, sang die gute Mutter in Mitte ihrer Kinder das Lied unter dem Apfelbaume das erste Mal.

Es war folgendes

Frühlingslied einer Mutter, mit ihren Kindern zu singen.

Mit Laub und Blüthen schmücken
Sich wieder Berg und Thal;
Und rings um uns erblicken
Wir Blumen ohne Zahl.

Das Herz im Leibe lachet,
Wenn wir sie nur anseh'n;
Sagt, Kinderlein, wer machet
Doch Alles rings so schön?

Wer läßt die Sonne strahlen,
Wer gibt ihr Glanz und Schein?
Wer mag die Blümlein mahlen,
So lieblich, zart und fein?

Ihr wißt, es ist nur Einer,
Der Alles dies gemacht;
Der liebe Gott, sonst Keiner
Schuf alle diese Pracht.

Er schuf dort jene Eichen,
Das kleine Veilchen da,
Den Blüthenbaum desgleichen,
Und Alles fern und nah.

Der große Gott vollführte
Des Himmels Wunderbau,
Der liebe Gott, der zierte
Ihn mit dem holden Blau.

Ja was wir seh'n und haben,
Leib, Leben und Verstand,
Sind alles lauter Gaben
Aus seiner milden Hand.

So laßt Ihn uns denn loben,
Schaut freudig himmelwärts;
Den guten Gott da droben —
Preißt Ihn mit Mund und Herz!

Wer wollte Ihn nicht ehren,
Nicht froh zu Ihm aufschau'n?
Sein theures Wort nicht hören,
Nicht bethen voll Vertrau'n? —

O hebt die kleinen Hände
Mit mir zu Ihm empor;
Denn, Kinderlein, wo fände
Man ein geneigter's Ohr.

Hört an, was ich jetzt sage,
Und stimmet mit mir ein;

Ja, prägt für alle Tage
Es eurem Herzen ein:

„Sieh in der Kinder Mitte,
O Gott, die Mutter steh'n!
Erhöre ihre Bitte,
Erhör' der Kinder Flehn!

Ach laß sie Dich erkennen,
Sich deiner Güte freu'n,
Zu Dir von Liebe brennen,
Von Herzen fromm und rein!

Bewahre sie vor Sünde,
Vor Elend und vor Noth;
Gieb jedem armen Kinde
Sein täglich Stücklein Brod.

Ach leite sie auf Erden
Den Weg zum Himmelreich;
Laß sie einst selig werden
Und deinen Engeln gleich!

Möcht' Kein's Dir je misfallen,
Ach Kein's verloren seyn!
O führ' mich einst mit Allen
Zu Dir in Himmel ein!

Das Lied wurde an schönen Frühlingstagen noch oft mit erneuter Freude wiederholt. Auf diese und ähnliche Weise suchten die Aeltern den Kindern Frömmigkeit einzupflanzen. Mehr als alle, auch die schönsten Worte wirkte das fromme Beyspiel der Aeltern. Die Kinder wurden von Herzen fromm, und deßhalb auch gutmüthig, freundlich, und zu allem Guten willig. Wie Vater und Mutter der ganzen Gemeine ein Beyspiel tugendhafter Aeltern und friedlicher Eheleute waren, so wurden ihre Kinder der Jugend ein Beyspiel von Unschuld, Freundlichkeit und einem wohlgesitteten Betragen. Der alte Pfarrer sagte öfter: „Die Familie des Schullehrers ist die glücklichste in dem Dorfe, weil sie die frömmste und tugendhafteste ist.“

Viertes Kapitel.

Theurung und Krankheit.

So glücklich der Schullehrer mit seiner Familie lebte, so hatte er dennoch seine Leiden und Widerwärtigkeiten. Allein er nahm sie willig von Gottes Hand an. Er sagte: „Wie nicht immer heller Sonnenschein und ein klarer blauer Himmel seyn kann, sondern auch trübe regnichte Tage kommen müssen, damit die Feldfrüchte wachsen und zur reichen Aernte gedeihen; so muß es auch im menschlichen Leben, zum Wachsthum und Gedeihen in der Tugend, Wolken und Stürme geben, wenn wir uns einst für die Ewigkeit einer reichen Aernte erfreuen sollen."

Einmal wurde es in dem Lande sehr theuer; das Getreide galt gerade

noch einmal so viel, als gewöhnlich. Das kleine Einkommen des Lehrers wollte für die vielen Kinder bisher schon nicht mehr zureichen. Ueberdieß gaben die Kinder der guten Mutter so viel zu thun, sie hatte für die Kinder immer so viel zu nähen, zu flicken und zu stricken, daß sie mit Nähen und Stricken für Andere wenig mehr verdienen konnte, und dieser einträgliche Nebenverdienst fast ganz aufhörte. Die gute Leute kamen daher bey der gegenwärtigen Theurung in große Noth.

„Ach, sagte die Mutter einmal zu dem Vater, man sieht der Mehltruhe schon wieder auf den Boden! Woher werden wir Brod nehmen für so Viele? Dabey haben wir noch manche andere nothwendige Ausgaben. Erst heute brachte der Schuhmacher drey Paar neu gesohlte, und zwey Paar ganz neue Kinderschuhe. Auch ist dein grauer Rock,

den du auf alle Tage anhast, so abgenützt, daß man alle Fäden daran zählen kann. Wir können unmöglich mehr Geld genug auftreiben, uns und unsere Kinder ordentlich zu kleiden und zu ernähren.“ Sie war sehr bekümmert.

Der Lehrer suchte sie zu trösten. Er setzte sich an sein Klavier und stimmte das schöne Lied an:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hofft auf Ihn zu jeder Zeit,
Den wird Er wunderbar erhalten,
Trotz aller Noth und Dürftigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.“

Die größern Kinder, und endlich auch die Mutter stimmten von Herzen in den Gesang mit ein, und schöpften wieder frischen Muth.

Als das Lied geendet war, trat der Pfarrer in die Stube. Er hatte eben einen Kranken besucht, sie im Vorbey-

gehen singen hören, und ward von ihrem Vertrauen auf Gott bey dieser harten Zeit innig gerührt. „Lieber Lehrer, sagte er, ich will Ihnen ein Paar Malter Getreide zu dem gewöhnlichen Preise geben. Ich habe, wie Sie wohl wissen, selbst nur geringe Einkünfte; sonst würde ich Ihnen das Getreide schenken. Sie können es mir aber, wenn bessere Zeiten kommen, mit Gelegenheit bezahlen."

Aeltern und Kinder waren hoch erfreut, und dankten dem Pfarrer mehr mit Thränen, als mit Worten. Das erhaltene Getreide reichte gerade bis zur Aernte, wo dann wieder wohlfeiles Getreide zu haben war. Die Noth, die sie erlitten hatten, gereichte ihnen indeß zum großen Segen. Sie hatten nun erfahren, daß Gott in der Noth helfe. „So groß die Noth war, sagte der Vater, so mußte doch keines von euch,

meine lieben Kinder, je hungrig zu Bette gehen. Unser Kummer war größer als die Noth. Gott half zu rechter Zeit, und gab uns Brod. Laßt uns Ihm danken, und auf's Neue auf Ihn vertrauen." — Die Kinder lernten die Gaben Gottes mehr schätzen. Sie erkannten es deutlicher und heller, daß Gott der allgemeine Brodvater sey, und betheten von der Zeit an mit noch mehr Andacht vor und nach dem Tische. Sie verstanden die schönen Worte nun erst recht: „Aller Augen schauen auf Dich, o Herr, und Du giebst ihnen Speise zu rechter Zeit."

Ein anderes Mal bekamen die Kinder das Scharlachfieber. Die liebevolle Mutter ging bekümmert von einem Krankenbettchen zum andern. Sie brachte mehrere Nächte schlaflos zu. Der Vater bat sie dringend, doch wenigstens einige Stunden in der Nacht zu schlafen, indem ja er bey den Kindern wache.

Allein sie war um die Kinder zu besorgt, als daß sie hätte schlafen können. „Es sind der Kranken zu viele, sagte sie; wir haben Beyde genug zu thun, um sie zu verpflegen.“ Auch fielen der bekümmerten Mutter ihre dürftigen Umstände zu dieser Zeit noch schwerer auf das Herz. „Ach, sagte sie eines Morgens nach einer bangen Nacht, so viele kranke Kinder, und fast kein Geld im Hause! Ich sehe da keinen Ausweg mehr; mein Herz ist äußerst bedrängt.“

Da setzte sich der Lehrer an das Klavier, und sang voll frommen Vertrauens zu Gott die Worte des schönen Liedes:

„Empfiehl du deine Wege,
Und was dein Herz bedrängt,
Der treuen Vaterpflege
Deß, — der die Himmel lenkt;
Der Sternen, Wolken, Winden
Bestimmet ihre Bahn,

Der wird auch Wege finden,
Wo dein Fuß wandeln kann.“

Die bekümmerte Mutter wurde wieder getrost, und die Kinder wurden dann auch bald wieder gesund.

Auch dieses Leiden gereichte Aeltern und Kindern zum Segen. Die Kinder erkannten es mit Dank, wie viel die Aeltern an ihnen gethan hatten. Bisher hatten die Kinder es noch nie so gefühlt, wie lieb sie ihren Aeltern seyen, und liebten nun ihre Aeltern noch herzlicher als vorhin. Katharine sagte noch sehr oft zur Mutter: „O liebste Mutter, in meinem Leben werde ich es nie vergessen, wie viele Liebe du mir in meiner Krankheit erwiesen hast! Ich werde mich gewiß befleißen, eine so gute, liebevolle Mutter nie zu betrüben, sondern ihr durch Gehorsam, Fleiß und Wohlverhalten stets Freude zu machen.“ Aeltern und Kinder fühlten sich in der

Liebe gegen einander noch glücklicher als zuvor. Auch erkannten die Kinder, was für eine große Wohlthat Gottes es um die Gesundheit sey, und dankten Gott täglich dafür. Die Krankheit hatte so ihre Glückseligkeit vermehrt.

Fünftes Kapitel.

Die kranke Mutter.

Es ging dem Lehrer und seiner Familie nun wieder sehr gut. Ein Paar Jahre verflossen ihnen in Ruhe und Zufriedenheit, ohne besondere Widerwärtigkeit. Allein jetzt suchte Gott das Haus dieser guten Menschen mit einem großen Leiden heim.

Der Lehrer hatte sich über die Geburt seines neunten Kindes aufrichtig gefreut; allein die Mutter wurde bedenk-

lich krank, und konnte lange Zeit das Bett nicht mehr verlassen. Indeß schien es sich mit ihr zu bessern; sie konnte des Tages einige Stunden wieder außer Bette zubringen. An dem Geburtstage ihrer Tochter Katharine blieb sie den ganzen Tag auf. Da sie jedoch sich noch zu schwach fühlte, Hausgeschäfte vorzunehmen, so suchte sie einen Strohhut, den sie schon in Lindenberg getragen hatte, hervor, um ihn zu einem Geschenke für Katharinens Geburtstag zurecht zu machen. Der Hut war nun freylich ziemlich schadhaft. Allein sie wußte die schadhaften Stellen sehr geschickt auszusondern, den Hut kleiner zu machen, und ihn so zierlich herzurichten, daß er, wenn man ihn nicht zu genau besah, für einen neuen Hut gelten konnte. Katharine hatte über dieses Geschenk, mit dem sich die Mutter so viele Mühe gegeben, eine

große Freude. Es fiel ihr wohl ein, daß ein hübsches grünes, blaues oder rothes Band auf dem schönen gelben Hute sich sehr gut ausnehmen würde. Sie hätte auch sehr gerne ein solches Band gehabt, und sie wünschte, der Vater möchte ihr zu ihrem Geburtstage ein solches Band kaufen. Sie zweifelte auch nicht, der Vater werde, wenn sie Ihn freundlich darum bitte, ihr das Geld dazu geben. Allein sie ließ sich von ihrem Wunsche nichts merken. Das bescheidene Mädchen dachte: „Der gute liebe Vater hat so viele nöthige Ausgaben für uns Kinder zu bestreiten; es wäre eine Sünde, von ihm noch Geld zu unnöthigem Putze zu verlangen.“

Die Mutter hatte mit der kleinen Arbeit fast den ganzen Tag sehr vergnügt zugebracht. Allein die Nacht darauf wurde sie sehr krank. Sie klagte über heftige Schmerzen, und verfiel in eine solche Schwä-

che, als wollte sie auf der Stelle sterben. Der erschrockene Vater zündete Licht an, und weckte Katharinen. Katharine weckte die übrigen Kinder. Alle kamen weinend und schluchzend in die Schlafkammer der Mutter. Es war ein großer Jammer. „Ach liebste Mutter, rief eines der Kleinen, die Aermchen zum Bette emporstreckend, ich bitte dich, stirb doch nicht!" Sogar das Kleinste in der Wiege wurde von dem lauten Jammern im Schlafe gestört, und fing an laut zu weinen.

Die Mutter ward von dem Anblicke und dem Jammergeschrey der Kinder heftig erschüttert. Der Vater führte die Kinder in die Wohnstube und sagte: „Lieben Kinder! Bethet, o bethet für eure Mutter." Alle knieten sogleich nieder, und erhoben die kleinen Händchen. Der Vater sah, bey dem trüben Scheine der Oellampe, die er in der Hand hielt, die Reihe der neun Kinder so an, und der

traurige Anblick schnitt ihm durch das Herz. Katharine, die das kleinste Kind auf den Armen hatte, bethete ihnen vor: „Lieber Vater im Himmel! Ach nimm uns unsere liebe Mutter nicht! Ach laß sie doch wieder gesund werden!" „Ja, liebster Gott, bester Vater im Himmel, seufzte der Lehrer in seinem Innersten, Du siehst diese weinenden neun Kinder! Du weißt meinen Jammer! Du wirst diesen armen Kindern ihre geliebte Mutter, die sie so nöthig haben, nicht nehmen!"

Er ging wieder in die Kammer, und setzte sich an das Bett der kranken Mutter. Er zitterte vor Bangigkeit, und sah beynahe blässer aus, als die kranke Mutter, die anfing, sich von ihrer Schwäche zu erholen. Sie sagte mit noch schwacher Stimme: „Kümmere dich doch nicht so, liebster Mann! Ich fühle mich schon ein wenig besser. Gott wird helfen! Sey du ruhig, und bringe die Kinder zu Bette."

Er that es. Nur Katharine blieb auf. Die Nacht verfloß unter Bangigkeit und Aengsten, und unter stillen Gebethen.

Als der Morgen anbrach und röthlich in das Fenster schien, ging Katharine, ihre Taufpathin, die Försterin, zu rufen. Die Försterin kam sogleich. „Nun Gottlob, rief der Lehrer, daß Ihr da seyd, wertheste Frau Gevatterin! O bleibt doch bey der Kranken, und habt wohl auf sie Acht. Ich eile zu dem Arzte in die Stadt.“ Er nahm Hut und Stock. Allein die Kranke sagte: „O bleib doch, liebster Mann! Doctor und Apotheker sind für uns zu theuer. Wir haben bereits das nächste Quartal eingenommen. Weitern Vorschuß, sagte der Stiftungspfleger sehr ernstlich, dürfe er uns nicht ausbezahlen. Ich fühle mich auch wirklich schon um vieles besser. Ich hoffe, Gott werde mein Arzt seyn, und mich, was Er leicht kann, ohne Arzney gesund

machen. Sieh wenigstens noch einen oder zwey Tage zu."

Die Försterin sprach: „Liebste Frau Gevatterin! Ich glaube, daß Sie Recht haben. Ja, ich halte dafür, daß der Anfall in der vergangenen Nacht nicht so gefährlich war, als es anfangs schien. Sie sind gestern zu lange aufgeblieben; Sie haben Ihren Kräften mehr zugemuthet, als sie noch leisten können. Die Arbeit, die Ihnen der Hut machte, war Ihnen sonst wohl nur ein Spiel; allein jetzt war die kleine Arbeit für Sie doch noch eine zu große Anstrengung. Glauben Sie mir, die Schwäche und Ueblichkeit, die heute Nacht Sie befiel, kam lediglich daher. Ich weiß das Alles aus Erfahrung. Ich hatte im verflossenen Jahre, wie sie wissen, eben diese Umstände. Der Arzt aus der Stadt hat mir eine Kräuterkur verordnet, die mich bald wieder herstellte. Diese Kräuter,

die in unserer Gegend wachsen, dürften auch für Sie das dienlichste Mittel seyn."

Die Schullehrerin gab ihr Recht; allein der Lehrer hatte noch seine Bedenklichkeiten. Er sagte: „Die Umstände scheinen mir doch nicht ganz die nämlichen. Und dann ist auch die Natur der Menschen sehr verschieden. Die Arzney, die dem Einen heilsam ist, kann einem Andern unnütz, ja sogar schädlich seyn. Eben deßhalb ist ein Arzt nothwendig, der allein dieses zu beurtheilen weiß." Er wollte gehen. Allein die beiden Frauen bestanden darauf, erst die Kräuterkur zu versuchen. „Sie kann durchaus nicht schaden, sagte die Försterin; und wenn der Anfall wieder kommen sollte, kann man allemal noch den Arzt rufen." Sie nannte die Kräuter, und beschrieb, wie man sie brauchen müsse. Katharine, die für ihre Taufpathin eben diese Kräuter gesammelt hatte, erhob sich, dieselben

sogleich herbey zu schaffen. Die Lehrerin bat den Lehrer sehr dringend, ihr zu gestatten, diese Kur zu gebrauchen. Der Lehrer gab endlich nach, betheuerte aber, wenn seine geliebte Therese innerhalb zwey, höchstens drey Tagen nicht merklich besser werde, so werde er keinen Einwendungen mehr Gehör geben, und unverzüglich zu dem Arzte in die Stadt eilen. „Ach, sagte er, nur zu lange schon haben wir, aus Scheu vor den Kosten, zugesehen; wir hätten uns an die alte goldene Regel halten sollen: Wende dich sogleich zu Anfang einer bedenklichen Krankheit an einen richtigen Arzt, sonst könnte am Ende die Hülfe gar leicht zu spät kommen.“

Sechstes Kapitel.

Das Fräulein auf dem Schloßberg.

Katharine setzte ihren Strohhut auf, nahm ein Körbchen an Arm, und sagte zu ihrer Mutter: „Ich werde mit den Kräutern schon recht bald zurück kommen; droben auf dem Schloßberge, nicht weit von der alten, zerfallenen Ritterburg, wachsen sie in Menge.“ Da sagte der kleine Fritz: „Katharine, nimm dich wohl in Acht, daß du der alten Burg nicht zu nahe kommst. Dort läßt sich das Burgfräulein zu Zeiten sehen. Die ist den Kindern gar nicht hold, und könnte dir leicht ein Leid anthun!“ „Ey, sagte Katharine, das ist nur so ein Mährlein, das man für ungehorsame Kinder erdachte, damit sie sich nicht zu nahe zu dem alten Gemäuer hinwagen, und nicht er-

wa ein Stein auf sie herabfalle, und sie todt schlage."

Katharine ging durch den Garten, und pflückte von der Hecke, an der sie vorbeykam, eine Hopfenrebe ab, die mit schönen dunkelgrünen Blättern und blaßgrünen schuppigen Fruchtzäpfchen, gewöhnlich Hopfenblüthen genannt, reichlich geschmückt war. Sie schlang die Hopfenrebe anstatt des fehlenden Bandes zierlich um den Hut, und eilte dem Schloßberge zu.

Der Weg am Berge hinauf führte bald über sonnige Stellen voll duftender Kräuter, bald durch schattige Gebüsche. Als sie sich rings von Gebüschen umgeben sah, kniete sie nieder, blickte zum Himmel und bethete mit aufgehobenen Händen inbrünstig für ihre Mutter. Sie ging weiter, und kam auf einen freyen Platz, nicht weit von der verfallenen Burg, wo sie unter einer Menge ande-

rer Kräuter diejenigen erblickte, die sie suchte. Sie fing an zu pflücken, und bethete beständig innerlich zu Gott: „Liebster Vater im Himmel! Segne diese Kräuter; laß meine liebe Mutter wieder gesund werden; hilf uns in unserer Noth!" Alles rings umher war stille; nur die Grillen ließen sich hören, und hie und da zwitscherte ein Vögelein auf den nahen Sträuchen.

Da Katharine ihr Körbchen bereits gefüllt hatte, war es ihr auf einmal, als hörte sie Jemanden kommen. Sie blickte auf, und eine weißgekleidete, weibliche Gestalt kam, leisen Trittes, als schwebte sie, aus dem dunklen Gebüsche hervor; um das Haupt hatte sie ein feines weißes Tuch, wie man es vor Zeiten zu tragen pflegte, ehe die Ritterburg auf dem Berge zerstört wurde, und wie es auf einem alten Gemälde der Kirche im Dorfe noch zu sehen war. Katharine

empfand einen kleinen Schauder; indeß faßte sie Muth, und blickte die fremde Gestalt fest an. Die zarte jungfräuliche Gestalt war nicht größer als Katharine, und schien von eben demselben Alter. In der rechten Hand hielt sie eine kleine grüne Geldtasche mit einem silbernen Schlosse, und mit der linken hielt sie das blendend weiße Tuch, das ihren Kopf umgab, unter dem Kinne zusammen. Sie lächelte so freundlich, und ihr Angesicht war so lieblich und blühend, daß Katharinen alle Furcht verging.

„Liebes Kind! sagte das Fräulein mit sanfter Stimme, aber etwas schnell, und in einer Katharinen unbekannten Aussprache, wäre es dir wohl mit einem hübschen Stücke Geld gedient?" Katharine war über diese Frage nicht wenig verwundert. „Geld, sagte sie, könnten meine Aeltern jetzt wohl brauchen. Allein wie wissen Sie davon? Wie kommen

Sie auf den Einfall, mir Geld anzubiethen?“

„Höre einmal, sagte das fremde Fräulein, das nichts weniger als eine Erscheinung war, wie Katharine anfangs glaubte; ich habe diesen Augenblick durch einen kleinen Unglücksfall meinen Hut verloren. Ich komme weit her, und habe noch eine weite Reise vor mir. Du würdest mir eine große Gefälligkeit erweisen, wenn du mir deinen Hut gegen gute Bezahlung abtreten wolltest! Möchtest du wohl?“

„O recht gerne, sagte Katharine; der Hut ist zwar recht artig, und mir sehr lieb. Er ist ein Geschenk von meiner Mutter, und sie trug ihn ehemals selbst. Erst gestern machte sie ihn für mich zurecht, und ich habe ihn heute das erste Mal auf. Er freut mich ganz ungemein. Allein meiner Mutter zu lieb verkaufe ich ihn gerne; ja ich wäre bereit, mein Leben für sie zu geben!“

„Nun, das ist schön! sagte das Fräulein. Allein was verlangst du für den Hut? Fordere einmal! Wie viel soll ich dir bezahlen?“ Katharine sagte: „Ich weiß den Hut nicht zu schätzen. Er ist freylich schon etwas abgenützt, und dürfte nicht lange mehr halten. Allein ich denke, einen kleinen Thaler sollte er doch werth seyn.“ „Ey, rief das Fräulein, das ist zu wenig. Der Hut ist sehr fein, und ganz so, wie man ihn jetzt trägt. Da ich ihn eben nöthig habe, so geb' ich dir einen großen Thaler für den Hut. Allein nun sage, was verlangst du für die herrliche Hopfenguirlande, die um den Hut geschlungen ist?“

Katharine blickte das Fräulein verwundert an, und meynte, sie scherze. Sie scherzte aber nicht. Das gute Fräulein war nämlich in einen etwas seltsamen Irrthum verfallen. Da Katharine, zwar nur in blaugestreifte Leinwand, aber doch

nach Art der vornehmeren Stände geklei=
det war, und da ihr Strohhut, wiewohl
etwas abgetragen, zu den feinsten gehörte,
so meynte sie, die natürliche Hopfenrebe,
mit der er umschlungen war, sey eine künst=
liche, ja ein Meisterstück von Kunst.

Das Fräulein sagte daher, indem sie
die Hopfenrebe mit wohlgefälligem Lächeln
anblickte: „Sie ist in der That unver=
gleichlich! Sie ist einzig! Meine Mutter
beschrieb unlängst Blumen aus Italien,
die sehr theuer, aber lange nicht so schön
waren. Sie prangten zwar mit lebhaf=
teren Farben, allein diese bescheidenen
blaßgrünen Blüthen und die dunkelgrü=
nen Blätter gefallen mir doch besser. Sie
nehmen sich auf dem gelben Hute, den
sie so leicht und ungekünstelt umschlin=
gen, ganz ungemein gut aus! Fordere
nur, wie viel ich dir für die schöne Ho=
pfenrebe bezahlen soll!"

„Ey, die schenke ich Ihnen in den

Kauf," rief Katharine. Sie nahm den Hut herab, und übergab ihn dem Fräulein. „Nein, sagte das Fräulein, geschenkt kann ich die Hopfenblüthen nicht nehmen. Das wäre ein zu kostbares Geschenk." Sie nahm ihr weißes Tuch ab, setzte den Hut auf das schönlockige Köpfchen, und sagte: „Er ist mir eben recht, und ich denke, er steht mir sehr gut! Meynst du nicht?" Katharine nickte. Nun weißt du was, sagte das Fräulein, wir wollen nicht viel unnöthige Worte machen; denn ich habe Eile. Ich bezahle dir für den Hut, wie gesagt, einen grossen Thaler, für die schönen Hopfenblüthen aber drey große Thaler. Das sind sie werth; denn sie sind ganz Natur!"

„Das sind sie freylich, sagte Katharine lächelnd; allein ich begreife nicht, warum sie deßhalb so ungeheuer viel werth seyn sollten. Ich denke, in der ganzen Welt ist kein Mensch, der so viel für

so ein Hopfenreislein geben würde.“ „Ah, sagte das Fräulein, du verstehst dich nicht auf solche Putzwaaren.“ Sie nahm ein Goldstück aus ihrer Geldtasche, both es ihr hin, und sagte: „Das Gold hier ist vier große Thaler werth. Da, nimm es ohne weitere Umstände.“ Katharine sagte sehr ernstlich: „Ich kann es nicht nehmen; es ist einmal zu viel!“ „Nun, sagte das Fräulein, wenn es nur dir nicht zu wenig ist, mir ist es nicht zu viel!“

Katharine, der es gar nicht in Sinn kam, das Fräulein halte die natürliche Hopfenrebe für eine künstliche, fuhr fort, sich zu weigern. Sie wollte eben sagen, daß an ihrer Hecke und in ihrem Hopfengarten viele tausend solche Zweige wachsen, und daß man für so viel Geld einen ganzen großen Sack voll kaufen könne; und so wären endlich Beyde ins Klare gekommen. — Allein da erscholl plötzlich ein Posthorn. „Je, rief

das Fräulein, da ist mein Kutscher schon oben am Berge! Meine Mutter winkt mir mit ihrem weißen Tuche! Lebe wohl!" Sie warf das Goldstück in das Körbchen mit Kräutern, eilte mit schnellen Schritten der Kutsche zu, und stieg ein. Der Postillion schwang die Geißel, und da die Straße dort sogleich wieder bergab ging, so war die Kutsche in einigen Augenblicken verschwunden, als wäre sie in die Erde versunken.

Katharine würde Alles für einen Traum gehalten haben, wenn sie das Goldstück nicht unter den Kräutern gefunden hätte. Sie sann vergebens hin und her, was doch wohl das Fräulein möge bewogen haben, ein Hopfenreislein theurer als den Hut, ja gar mit Gold zu bezahlen. „Doch, sagte sie endlich, sey das, wie es wolle, so viel scheint mir gewiß: Gott habe mein Gebeth für meine Mutter erhört, und

wolle ihr mit dem Golde in ihrer Krankheit Hülfe und Erquickung verschaffen."

Siebentes Kapitel.

Die liebevollen Kinder.

Katharine nahm das Körbchen mit den duftenden Kräutern auf den Kopf und sagte: „Welche Freude werden meine liebe Aeltern über das Gold haben, das ihnen wahrlich Hülfe vom Himmel ist! Ich muß es ihnen nur sogleich bringen. Kräuter habe ich für heute genug gepflückt. Das Körbchen aber dient mir, da die Sonne so heiß scheint, recht hübsch anstatt des Strohhutes, und gibt mir Schatten." Sie eilte flüchtig, wie ein junges Reh, den Berg hinunter.

„Liebste Aeltern! rief sie sogleich unter der Stubenthüre; mir ist ein seltenes Glück begegnet! Seht da ein Goldstück, das vier große Thaler im Werth haben soll!“ „Mädchen, rief der Vater mit erfreuten Blicken, indem er die schöne neue Karolin betrachtete, wo nimmst du das Gold her? Das ist Hülfe in der Noth! Eilf Gulden sind für uns arme Leute eine große Summe Geldes.“

Die kranke Mutter setzte sich in dem Bette auf, nahm das Gold aus der Hand des Vaters in die ihrige, und auch ihre Blicke glänzten von Freude.

Der kleine Fritz aber sprach: „Wie, zeigt mir das Goldstück doch auch! Ich habe schon so viel vom Golde gehört; aber ich möchte doch auch einmal eines sehen!“ Die Mutter gab ihm das Gold. „O je, rief er, ist's nur das! Ich meynte Wunder, was es wäre, da man so

viel Aufhebens davon macht! Da haben wir in unserm kleinen Thale viel schöneres und helleres Gold in Menge. Was sollte ein solches kleines, gelbes Ding dagegen seyn! Abends, bey Untergang der Sonne, sind Wolken und Bergspitzen, der Mühlbach und die Fenster der Bauern lauter klares, rothschimmerndes Gold; ja die Sonne selbst, wenn sie so schön rund und glänzend untergeht, ist dann das herrlichste Goldstück."

Katharine fing nun an zu erzählen, wie sie das Goldstück von einem fremden Fräulein für den Hut erhalten habe. Da wurden die heitern Blicke der Mutter wieder trübe und traurig. Die Mutter dachte, das Fräulein müsse Katharinen blos aus Versehen ein Goldstück von so großem Werthe gegeben haben."

Katharine legte die Traurigkeit der

Mutter unrecht aus und sagte: „Ach liebste Mutter! zürne doch nicht, daß ich den Hut, mit dem du dir so viele Mühe gegeben, und ihn mir zum Geburtstage geschenkt hast, verkauft habe! Der hübsche Hut freute mich sehr, und war mir als ein Geschenk von dir doppelt lieb. Es kam mich recht hart an, ihn zu verkaufen! Allein du, liebste Mutter, bist mir noch unendlich lieber, als mir der Hut war. Ich verkaufte ihn nur, um das Geld dir zu bringen, das du jetzt in deiner Krankheit so nöthig hast.“

„Sey ruhig, liebe Katharine, sagte die Mutter; deine Liebe zu mir rührt mich sehr! Du bist ein gutes Kind! Allein das Gold da können wir mit gutem Gewissen nicht behalten. Es muß da ein Mißverständniß obwalten!“

„Freylich wohl, sagte der Vater; vier große Thaler gibt kein Mensch,

der bey Sinnen ist, für einen alten Strohhut. Das Fräulein muß entweder sich in dem Golde vergriffen haben, oder sie muß ein sehr albernes Ding seyn, der man gar kein Geld unter die Hand lassen sollte."

Katharine sagte: „Sie gab mir für den Hut eigentlich nur einen großen Thaler. Die drey weitern Thaler gab sie mir für die Hopfenblüthen, womit ich den Hut geschmückt hatte. Sie sagte dies ausdrücklich." Katharine wiederholte alle Worte, die das Fräulein gesagt hatte.

„Nun ist mir Alles klar! sprach die Mutter. Das fremde Fräulein meynte, die Hopfenrebe, die an unserm Zaune gewachsen, sey von den künstlichen Händen irgend einer Putzmacherin verfertiget worden; deßhalb bezahlte sie so viel dafür."

„So ist es, sprach der Vater, und wir müssen dem Fräulein das Gold wieder zurückstellen." „Das müssen wir,

sagte die Mutter; die drey großen Thaler wären ihr wie abgestohlen, wenn wir sie behielten."

„Da habt ihr Recht, meine liebste Aeltern, sagte Katharine, und nun begreife ich erst, warum das Fräulein die Hopfenrebe gar so bewunderte. Wir verstanden einander nicht. Sie sagte, die Hopfenblüthe sey ganz Natur, und ich einfältiges Mädchen nahm dieses im buchstäblichen Sinne, und gab Ihr vollkommen Recht. Allein sie wollte, sehe ich nun wohl, mit dem Ausdrucke blos sagen, der Hopfen sey, wie sie meynte, ganz nach der Natur gemacht. Es ist ein seltsamer Irrthum! Allein wie können wir dem Fräulein das Gold wieder zurückgeben? Ich weiß nicht einmal ihren Namen, noch woher sie komme, und wohin sie reise?"

„Das Alles können wir auf der nächsten Post, von der das Fräulein herkommt, leicht erfahren, sagte der Vater.

Da sie mit Postpferden reiset, so ist ihr Namen, oder doch der Namen ihrer Mutter in dem Postbuche eingeschrieben. Auch erkundigt sich die Frau Postmeisterin immer sehr genau nach Namen, Wohnort und Verhältniß der Reisenden. Setz' dich also nur sogleich hin, schreib an das Fräulein, und mache den Brief bis auf die Addresse fertig. Die Addresse wird dir dann die Frau Postmeisterin sagen; Brief und Geld kannst du dann sogleich auf der Post abgeben. So bekommt das Fräulein ihr Geld sogleich wieder. Denn davor bewahre mich Gott, daß unrechtes Gut unter mein Dach komme; es bringt keinen Segen in's Haus. Wenn nur das Fräulein nicht auch für den Hut zu viel bezahlte! Was meynst du, Therese?"

Die Mutter sagte: „Da das Fräulein den Hut sehr nöthig hatte, und der

Hut, wiewohl er im Dienste sehr gelitten hat, doch immer noch so beschaffen ist, daß ihn das Fräulein noch einige Zeit mit Anstand tragen kann, so ist ein großer Thaler nicht zu viel dafür. So viel kann das Fräulein wohl geben, und wir können es nehmen, ohne unser Gewissen zu beschweren."

Katharine, die im Briefschreiben wohl unterrichtet war, setzte nun den Brief an das Fräulein auf; der Vater sah ihn durch, änderte hie und da ein Wort, und hieß ihn gut. Katharine schrieb ihn hierauf mit ihrer netten Handschrift sehr zierlich ab. Der Brief lautete so:

„Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Es war für mich eine Freude, Ihnen auf Ihrer Reise mit einem Hut auszuhelfen, den Sie mir sehr gut zu bezahlen die Güte hatten. Allein mit

den Hopfenblüthen auf dem Hut ist ein großer Irrthum vorgegangen, den Sie nur zu bald werden entdeckt haben; auf den mich aber meine liebe Aeltern erst diesen Augenblick aufmerksam machten. Ich bedaure sehr, daß ich den Irrthum nicht früher bemerkte, und Ihnen nicht sogleich ausdrücklich sagte, die Hopfenrebe, die Sie so theuer bezahlten, sey kein Werk der Kunst, sondern nur ein ganz natürliches Hopfenzweiglein, das am Zaune unseres Garten gewachsen. Ich sende Ihnen daher die drey großen Thaler, die Sie mir dafür gaben, zurück, und behalte nur den Thaler für den Hut. Der Hut ist damit freylich mehr als hinreichend bezahlt. Allein den wohlwollenden Gesinnungen zufolge, die Sie gegen mich armes Mädchen äußerten, wollten Sie mir ja über den Werth des Hutes noch ein gütiges Geschenk ma-

chen. In dieser Ueberzeugung danke ich Ihnen für Ihre freundliche Güte, empfehle mich Ihrem ferneren Wohlwollen, und verbleibe Hochachtungsvoll Ihre gehorsame Dienerin

Katharine Hermann."

Die Mutter gab ihr nun das Goldstück und sagte ihr: „Bitte die Frau Postmeisterin, es zu wechseln, und dir vier große Thaler dafür zu geben. Drey davon schließest du dann dem Briefe bey, und bittest die Frau Postmeisterin, den Brief zu siegeln. Der vierte große Thaler für den Hut gehört aber dann dir, und du kannst damit anfangen, was du willst."

„Ist das wahr, liebste Mutter? rief Katharine erfreut; o so weiß ich schon, was ich damit thue. Da der Vater doch zweifelt, ob die Kräuterkur dir anschlagen werde, so gehe ich mit dem Tha-

ler zum Doctor, und bitte ihn, dich, beste Mutter, wieder gesund zu machen. Für so viel Geld kann er es wohl thun. Es gibt dann freylich noch in der Apotheke zu bezahlen. Allein ich habe noch ein grünes, seidenes Halstuch, das mir die Frau Försterin, meine Taufpathin, verehrt hat. Es ist sehr schön und noch wie neu; ich hatte es kaum dreymal an. Das will ich dann auch mit Freuden verkaufen, und so können wir ohne Schulden hinausreichen, und Alles in Richtigkeit bringen."

Als Sophie, Katharinens jüngere Schwester, dieses hörte, sagte sie: „Und ich will meine schöne Perlenschnur verkaufen, die ich von meiner Frau Taufpathin erhielt. Aus den Perlen lösen wir wohl etwas Rechtes." Es waren sehr schöne — Glasperlen von geringem Werthe, die aber Sophiens vornehmster

Schmuck, und in ihren Augen ein großer Schatz waren.

Der kleine Karl rief: „Und ich will meinen Fuchs verkaufen!“ So nannte er sein Steckenpferd, auf dem er eben angeritten kam, und das ihm sehr lieb war. Die kleine Luise, die ihre Puppe auf dem Arme hatte, sagte: „Ich will mein Gretchen verkaufen. Der Abschied wird mir freylich schwer fallen. Ich werde weinen müssen. Allein der Mutter zu lieb gebe ich mich darein! Die Mutter braucht jetzt Geld, wie ich höre.“ „Nun brav, rief Karl, da bekommen wir ja Geld wie Heu.“

Der Vater lobte die liebevollen Gesinnungen seiner Kinder; die Mutter hatte Thränen in den Augen. „Gute Kinder, sagte sie zu dem Vater, sind in glücklichen Tagen die größte Freude der Aeltern; im Unglück aber ihr bester Trost.“

Achtes Kapitel.

Die Postmeisterin.

Katharine machte sich nun sogleich zur Reise in das nächste Städtchen fertig, wo die Post war, und wohin man von dem Dörflein aus eine starke Stunde zu gehen hatte. Sie entlehnte den Strohhut, den sie ihrer Schwester Sophie abgetreten hatte. Auf Erinnerung der Mutter schnitt sie in dem Garten einige vorzüglich schöne Stauden Blumenkohl ab, und legte sie in einen Armkorb, um sie in der Stadt zu verkaufen. Denn die Mutter sagte öfter: „Wenn eine gute Haushälterin einen Gang über Feld oder nur durch das Haus zu machen hat, so bedenkt sie immer, ob sie nicht nebenher ein anderes Geschäft verrichten könne, und geht nie gern mit leeren Händen.“

Als Katharine in dem Städtchen angekommen war, ging sie geradezu in das Posthaus, und trat in die untere Stube. Die Postmeisterin, eine wohlaussehende, redselige Frau, saß an dem Fenster, und strickte. Katharine grüßte sie freundlich und fragte, wer die fremde Frau und das Fräulein gewesen, die heute frühe mit der Post hier durchgereiset wären.

„Das war die Frau von Grünthal und ihre Fräulein Tochter Henriette, sagte die Postmeisterin. Sie kamen von ihrem Landgute Grünthal, und reisen in die Residenz, wo sich Herr von Grünthal schon einige Zeit aufhält. Sie gedenken dort einige Monate zu bleiben. Aber was gehen dich, armes Kind, diese vornehmen Frauenzimmer an? Was für Geschäfte hast du bey ihnen?"

Katharine zog den Brief und das Goldstück heraus, und sagte: „Fräulein

Henriette bezahlte mir bey einem kleinen Handel drey große Thaler zu viel; ich möchte sie ihr gerne durch die Post zurückschicken, und deßhalb dieses Goldstück wechseln lassen."

„Poß tausend, sagte die Postmeisterin, das muß ja ein recht bedeutender Handel gewesen seyn, bey dem man sich gleich um drey große Thaler verrechnen kann! Das säh' man dir, mein liebes Kind, nicht an, daß du so große Geschäfte machest! Doch, worin bestanden sie denn? Darf ich es wohl auch wissen?"

Als Katharine zu erzählen anfing, kam der Postknecht, der das Fräulein gefahren hatte und eben mit den leeren Pferden zurückgekehrt war, in seiner schönsten gelben Jacke und scharlachrother Weste, herein. Er hatte einen Krug Bier in der Hand, und setzte sich damit an den untersten Tisch, in der Ecke der Stube. Er hörte ein wenig zu, und

rief dann lachend: „Das ist ja die hübsche Hopfenhändlerin, der das Fräulein von Grünthal für ein einziges Hopfenzweiglein von der nächsten, besten Hecke drey große Thaler bezahlte!“

„Wie, was, sprach die Postmeisterin, drey große Thaler für ein Hopfenzweiglein? Das ist ja unerhört! Das ist wohl nicht geschehen, seit die Welt steht!“

„Wahrhaftig, das Mädchen versteht sich auf den Hopfenhandel! sagte der Postillion, und griff nach dem Krug. Ich wollte aber doch nicht, daß man jedes Hopfenreis mit drey großen Thalern bezahlen müßte. Da könnte ein ehrlicher Kerl, wie ich, keinen guten Trunk mehr thun! — Doch, setzte er noch bey, indem er trank, die kluge Hopfenhändlerin soll deßungeachtet leben!“

„Das ist eine seltsame Geschichte! sagte die Postmeisterin. Die muß ich recht aus dem Grunde erfahren. Komm,

liebes Kind! Du wirst wohl müde, und hungrig und durstig seyn? Setze dich hieher zu mir auf diesen Sessel! Sieh! da hast du ein Gläschen süßen rothen Wein und weißes Brod. Du mußt mir aber Alles recht ausführlich erzählen. Wie kam das Fräulein dazu, dir einen Hopfenzweig abzukaufen? Was wollte sie damit anfangen? Das sag mir! Laß einmal hören!“

Katharine fing an: „Das Fräulein hatte auf der Reise den Hut verloren!“ „Was, rief die Postmeisterin laut auf, gar noch den Hut verloren! Ich denke fast, sie hat zuvor den Kopf verloren! Allein wie kam denn das? Sie hatte, als sie dahier vor dem Posthause einstieg, den Hut ja noch auf. Es war ein sehr schöner Hut von grünem Tafet mit rosenfarbenem Futter. Er war mit einem schönen rosenfarbenem Bande am Kopfe fest-

gebunden. Wie war es nun möglich, daß sie den Hut verlor?"

Katharine wußte dieß nicht zu sagen. Allein der Postillion sagte: „Da kann ich dienen! Da war ich dabey! Das Fräulein ist ein sehr lebhaftes, ziemlich unbesonnenes und leichtsinniges Kind. Sie konnte keinen Augenblick ruhen. Bald sang sie ein Liedchen, bald mußte ich ihr ein Stücklein auf dem Posthorn blasen; bald bog sie sich rechts, bald links aus der Kutsche, die Gegend zu besehen. Die Mutter mußte immer wehren, damit sie nicht gar hinausfiel. Dann saß sie wieder drey Augenblicke still; dann klagte sie wieder, es sey so heiß, und knüpfte das rothe Band auf, mit dem der Hut unter dem Kinne festgeknüpft war. Gleich darauf kamen wir an die schmale, steinerne Brücke, nicht weit von dem großen Wasserfalle. Als das Fräulein den reißenden Strom so zwischen Felsen und Gebüschen,

ganz weiß vom Schaume herabstürzen sah, war sie vor Freude fast außer sich. Ich mußte auf der Brücke, wo man den Wasserfall am besten sehen kann, halten. Sie stand in der Kutsche auf, und wunderte mit beyden Händen. „Wie das braust und schäumt, rief sie; mir ist es, ich sehe einen Strom von Milch! Und wie das Wasser aufspritzt, und wie Silberstaub davonfliegt! Alle grünen Blättlein an den Gesträuchen, und die farbigen Felsen umher tröpfeln wie vom Regen.“ Solche schöne Worte brachte sie noch viele vor, die ich aber nicht alle merken konnte. Das Wundern wollte gar kein Ende nehmen. Da kam plötzlich ein Windstoß — und patsch! lag ihr schöner Sonnenhut mitten im Flusse. Sie wollte ihn im Fallen noch auffangen, und wäre beynahe ihm nachgeflogen. Zum Glücke hatte die Mutter sie noch gehalten. Ich war mit einem Sprunge vom Kutschen-

bock, und wollte den Hut mit der Peitsche herausangeln. Allein ich kam zu spät. Die brausenden Wasserwellen rissen den schönen Hut eilig mit sich fort, und kehrten ihn bald zu oberst, bald zu unterst, daß bald der grüne Ueberzug, bald das rothe Unterfutter aus dem Schaume hervorblickte. In wenigen Minuten sahen wir nichts mehr von ihm. Ich mußte heimlich lachen; indeß war es mir doch selbst leid um den schönen Hut!"

„Nun, sprach die Postmeisterin, was sagte aber die Mutter zu dem Verluste des Hutes!"

„Die Mutter, sagte der Postillion, machte eben nicht so viel daraus, als ich erwartete. Sie hatte über die Gefahr des Fräuleins, die bey einem Haar über die Brücke hinunter in den tobenden Fluß gestürzt wäre, einen großen Schrecken gehabt. Sie zitterte, und sah so bleich aus, wie das Gipsbild dort auf

dem Ofen. Sie gab ihrer Tochter aber auch die schönsten mütterlichen Ermahnungen. „Dein Leichtsinn hätte dich beynahe das Leben gekostet, sagte sie unter Anderm. Du wärest beynahe in diesen Abgrund gestürzt; und was für ein Jammer wäre dieses für deine Mutter gewesen, die dich so herzlich liebt! Wenn du so leichtsinnig bleibst, und nicht bedachtsamer wirst, so stürzest du dich sicher noch in schrecklichere Abgründe des zeitlichen und ewigen Verderbens. Danke doch mit mir Gott, und versprich es Ihm, dich zu bessern." Dem Fräulein gingen diese Reden der Mutter sehr zu Herzen. Sie sagte mit Thränen in den Augen: „O liebste Mutter, Sie waren mein Schutzengel! O wie dank ich Ihnen! Ich verspreche es Ihnen vor Gott, mich zu bessern."

Diese Reden des Fräuleins gefielen mir sehr wohl. Ich hoffe, Hopfen und

Malz, wie ich anfangs fürchtete, werden doch nicht an ihr verloren seyn."

„Das gebe Gott, sagte die Postmeisterin; aber wie ging es weiter?"

„Wir kamen nun an den hohen Berg, über den der Fahrweg führt, sagte der Postillion. Dort, wo der Fußweg anfängt, und sich an der Seite des Berges hinaufschlingt, bat das Fräulein um Erlaubniß, daß sie, anstatt hinauf zu fahren, hinauf gehen dürfe. Sie wünsche, sagte sie, die hohen Felsen, die tiefen Thäler, die waldigen Berge, und die alte Burg recht zu besehen, was man in der Kutsche nicht wohl könne; auch gehe das Fahren bergauf ihr zu langsam. Die Mutter gestattete es, und blieb in der Kutsche sitzen. Ich sah von Weitem gar wohl, wie das Fräulein, das nun einmal wie Quecksilber ist, auf die Kleine hier, die eben damals oben am Berge, nicht weit vom Fußwege, Kräuter sam-

melte, mit schnellen Schritten, als flöge sie, zueilte, und den Hut mit der, wie sie meynt, sehr kostbaren Hopfenrebe ihr abhandelte. Kaum hatte der Reisewagen den Gipfel des Berges erreicht, so war das Fräulein heiter und fröhlich wieder da, den hübschen leichten Strohhut auf dem lockigen Köpfchen, der ihr auch in der That besser stand, als der verlorne, ziemlich schwerfällige Hut von Seide."

„Nun, den Strohhut hat sie mir abgekauft!" sagte Katharine, und erzählte hierauf den Irrthum, der mit dem Hopfenzweige vorgegangen war.

„Aber, sagte die Postmeisterin, wie war die gnädige Frau Mama mit dem Hopfenhandel zufrieden? Erzähle du, Hans! Du weißt das Ende der Geschichte."

„Je nun, sehr übel, sagte der Postillion, wie man sich leicht denken kann. Sie wurde sehr böse. „Der Hut, sagte sie, ist für einen großen Thaler eben nicht

zu theuer; allein der Hopfen, für den du drey große Thaler gegeben, ist keine drey rothe Heller werth.“ „Wie, was! rief das Fräulein, haben Sie nicht selbst für den spanischen Hollunder auf Ihrem Hute noch mehr gegeben?“ Allein die gnädige Mama sagte: „Bist du denn blind? Hast du keine Augen? Siehst du denn nicht, daß es ganz natürlicher Hopfen ist?“ Das Fräulein wollte noch immer Recht haben. „Fühlen Sie die niedlichen Hopfenzäpfchen nur einmal an, rief sie; sie rauschen ja, wie gummirter Taffet; sie sind wirklich noch etwas kleberig von dem Gummi. Ich kann mich nicht geirrt haben.“ Allein nach und nach kam das Fräulein denn doch aus ihrem Irrthum, und wurde bis an die beyden Ohrläppchen so roth, wie meine scharlachene Weste hier.“

„Nun, sprach die Postmeisterin, was sagte die Frau Mama noch weiter?

Das möchte ich doch auch noch wissen. Hat sie das leichtsinnige Geschöpf nicht recht ausgescholten?"

„Die gnädige Frau, sagte der Postillion, machte über die Geschichte sehr schöne Anmerkungen, und gab der Fräulein Tochter sehr gute Ermahnungen. Ich wollte nur, ich hätte sie alle recht behalten können, um sie mit ihren Worten wieder zu erzählen. Sie sagte, indem sie auf den Hopfenzweig deutete: „Sieh, mein Kind, so trügen die Augen! Du glaubtest dir für deinen Hut einen herrlichen Putz zu kaufen, den du Jahre lang tragen könntest, und hast nun nichts, als ein gemeines Hopfenreis, das morgen verdorrt seyn wird. So irren sich die Menschen gar oft. Ja, es ist der Fehler der meisten Menschen, daß sie zu theuer einkaufen. Manches hübsche Kind hat schon für leere Schmeicheleyen, eitle Versprechungen und schnell vorübergehende Vergnügun-

gen — Unschuld, Ehre, Gewissensruhe, ja das ganze Glück des Lebens hingegeben. Da du so unbeschreiblich leichtsinnig bist, so ist es mir für dich sehr bange. Dein Leichtsinn hat dort auf der Brücke eben erst dein Leben in Gefahr gebracht; und nachdem du kaum dem Tod entgangen bist, und mir die besten Versprechungen gemacht hast, machst du schon wieder so tolle Streiche. O trachte doch, dein leichtsinniges Wesen zu bessern; nimm ein gesetztes, überlegsames Betragen an, sonst erlebe ich an dir noch unermeßlichen Jammer!“

Die Postmeisterin, die vorhin viel gelacht hatte, wurde jetzt sehr ernsthaft. „In der That, sagte sie, die Frau von Grünthal ist eine sehr vernünftige und rechtschaffene Mutter. Allein was sagte die Tochter zu diesen vortrefflichen Lehren, die jeder Mensch tief in sein Ge-

dächtniß, oder vielmehr in sein Herz einprägen sollte.“

„Die Fräulein Tochter, sagte Hans, war sehr kleinlaut und hatte auf dem ganzen Wege kein Wörtlein mehr feil. Sie sang kein Liedchen mehr, und wollte auch kein Stückchen auf dem Posthorn mehr hören. Sie hatte nur immer Thränen in den Augen. Bevor wir aber zum Thore hineinfuhren, bat sie ihre Mutter nochmal um Verzeihung und versprach, die weisen, mütterlichen Lehren zu befolgen.“

„Das wollen auch wir thun, sagte die Postmeisterin; denn sie können uns allen sehr heilsam werden, besonders aber der Jugend. Du versprichst es doch auch, sie zu befolgen, Katharine? Nicht so?“ Katharine versprach es.

Die Postmeisterin nahm nun das Goldstück, holte die vier großen Thaler, und sagte zu Katharine: „Den Brief

möchte ich, wenns erlaubt ist, doch auch lesen!" Katharine gab ihr den Brief. Die Postmeisterin sagte, nachdem sie ihn gelesen: „Der Brief ist nicht aus dem hübschen Köpfchen da gekommen; er ist auch nicht von deiner Hand geschrieben." Katharine versicherte, sie habe den Brief selbst aufgesetzt; ihr Vater habe ihr nur einige Worte verbessert, und sie habe ihn dann abgeschrieben.

„Nun, sprach die Postmeisterin, das wollen wir gleich sehen, ob dieß deine Handschrift ist." Sie packte die drey großen Thaler zu dem Briefe, machte einen Umschlag darüber, und sprach: „Nun schreibe einmal! Ich will dir die Addresse angeben." Katharine schrieb, und die Postmeisterin verwunderte sich sehr. „Mädchen, sagte sie, das hätte ich nicht gedacht! Du schreibst sehr schön; ich könnte es bey weitem nicht so. Dein Vater hat dich gut unterrichtet." Sie

siegelte den Brief, legte ihn zu den übrigen Packeten, und sagte: „Heute Nacht geht Alles zusammen mit der fahrenden Post ab. — Du bist aber nicht nur ein sehr geschicktes, sondern auch ein sehr ehrliches Mädchen. Bleibe es immer, und ich darf dir dann nicht erst wünschen, wohl zu leben."

Neuntes Kapitel.

Der Doktor.

Katharine fragte nun die Postmeisterin, wo der Doktor wohne. Die neugierige Frau wollte sogleich wissen, was Katharine bey ihm zu thun habe. Katharine erzählte von ihrer kranken Mutter, von dem Kummer des Vaters, von dem Jammer der neun Kinder. Sie sagte auch, daß sie den Thaler dem Dok-

tor geben, und ihn bitten wolle, ihre kranke Mutter zu besuchen."

Die Postmeisterin ward sehr gerührt und sagte: „Das ist ja recht schön, daß du den großen Thaler, den du aus deinem geliebten Hute erlöst hast, mit Freuden für deine kranke Mutter verwenden willst! Komm nur sogleich mit mir. Der Doktor wohnt nur wenige Schritte von hier. Seine Frau ist meine sehr gute Freundin. Ich will dich hinführen in das Haus." Sie nahm ihren schwarzen, seidenen Mantel um, und ging mit Katharine zum Doktor.

Die Postmeisterin konnte sich nicht enthalten, zuerst die Geschichte von dem Strohhute mit der kostbaren Hopfenguirlande zu erzählen. Sie wußte sie so lustig vorzubringen, daß Doktor und Doktorin nicht wenig lachten. Hierauf aber erzählte sie mit theilnehmenden Herzen von Katharinens kindlicher Liebe, von

der kranken Mutter und dem bekümmer-
ten Vater der neun lebendigen Kinder,
und lobte die Ehrlichkeit beyder Aeltern
mit großer Rührung. Der Doktorin
glänzten Thränen in den Augen, und
der Doktor sagte zu Katharine, die mit
dem großen Thaler zwischen den Fingern,
demüthig und flehend vor ihm stand:
„Stecke dein Geld nur wieder ein, du
gutes Kind! Ich würde es für Sünde
halten, dir auch nur einen Heller abzu-
nehmen. Morgen frühe reite ich ohne-
hin nicht weit von deinem Dörflein vor-
bey. Da werde ich deine kranke Mut-
ter besuchen, und mit Gottes Hülfe sie
umsonst gesund machen."

„Nun wohl, sagte die Postmeiste-
rin, und ich werde, um doch auch etwas
zu thun, für die gute redliche Kranke
in der Apotheke bezahlen. Es ist gar
so schön und löblich von der rechtschaffe-

nen Frau und ihrem Manne, daß sie trotz Armuth und Krankheit sich ein Gewissen daraus machten, das Geld zu behalten, das ihnen das Glück auf eine solche sonderbare Art in die Hand gespielt hat."

Katharine dankte dem Doktor und der Postmeisterin unter Freudenthränen, und ging mit dieser wieder zurück in das Posthaus, wo sie ihren Armkorb hatte stehen lassen.

Nun, fragte die Postmeisterin, und was hast du denn in deinem Korbe?" Katharine öffnete den Deckel und sagte: „Da Sie gar so gütig gegen meine Mutter sind, so bitte ich Sie, den Blumenkohl als eine kleine Erkenntlichkeit anzunehmen. Meine Mutter gab ihn mir zwar zum verkaufen mit; allein ich weiß es gewiß, die Mutter wird mich loben, daß ich Ihnen meine Dankbarkeit damit zu bezeigen suchte."

„Es ist sehr schön, sagte die Frau, daß du so erkenntlich bist; allein ich bezahle dir den Karfiol sehr gerne. Deine Aeltern haben das Geld nöthiger als ich.“ Sie nahm den Blumenkohl aus dem Korbe, bezahlte ihn und sagte: „Damit du den Korb nicht leer nach Hause bringest, so warte noch ein wenig.“ Sie ging und brachte eine Flasche Malaga, und fast eine Schürze voll weißes Brod. „Der Wein ist für deine Mutter, sagte sie; der Herr Doktor fand es sehr rathsam, daß sie des Tags ein Gläschen trinke. Das Brod aber vertheile unter deine Geschwister, und vergiß dich selbst nicht dabey!“ Sie legte die Flasche Wein und das Brod in den Korb, und wünschte Katharinen, die unaufhörlich dankte, recht gut nach Hause zu kommen.

Katharine kam voll Freude nach Hause, gab ihrer Mutter den großen Tha-

ler, sagte ihr, daß Doktor und Apotheker keinen Kreuzer von ihr fordern würden; überreichte ihr dann die Weinflasche, und theilte unter ihre Geschwister Brod aus. Beyde Aeltern waren hoch erfreut, und die Kinder erhoben einen großen Jubel. Katharine aber sagte: „So hat denn der liebe Gott unsere Ehrlichkeit sogleich auf der Stelle belohnt. Es ist doch wahr, was uns der Vater schon so oft gesagt hat: Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit erfreuen Gott und Menschen.“

Am andern Morgen sehr frühe kam der menschenfreundliche Doktor. Er fand die Krankheit eben nicht gefährlich. „Nur, sagte er, wäre sie gefährlich geworden, wenn man nicht, eben noch zur rechten Zeit, einen Arzt gerufen hätte.“ „Die Kräuterkur, sprach er, mag künftighin treffliche Dienste thun; für jetzt aber sind wirksamere Mittel nothwendig. Indeß hoffe ich, mit Gottes Hülfe soll die werthe

Kranke in Zeit von acht Tagen wieder aus dem Bette kommen.“ Er verschrieb nun Arzney, versprach in einigen Tagen wieder zu kommen, schwang sich auf sein Pferd, und ritt eilends fort.

Schon am dritten Tage Abends kam er wieder. Er war dieses Mal aber nur zu Fuß. Er erkundigte sich sehr genau nach dem Befinden der Kranken und sagte: „Nun wohl! Es steht alles gut. Sie hat bald keine Arzney mehr nöthig, sondern nur Ruhe — besonders aber kräftige Nahrung.“ „Ach, seufzte der Lehrer, wo sollen wir diese hernehmen!“ Der Doktor zog ein versiegeltes Päckchen mit Geld aus der Tasche, und übergab es Katharinen. Sie las die Aufschrift: „An Jungfer Katharine Hermann in Steinach, mit 32 fl. 24 kr.“ Sie öffnete voll Erstaunen das Päckchen. Bey dem Gelde lag folgender Brief:

„Meine liebe Katharine! Die Redlichkeit, mit der Sie mir die drey Kronenthaler zurückschickte, rührte mich und meine liebe Aeltern sehr, und wir haben großes Wohlgefallen daran. Es war ein glücklicher Irrthum, zu dem mich die schönen Hopfenblüthen auf Ihrem hübschen Strohhütchen verleiteten; er bestätigte mir die Wahrheit, daß auch in dem kleinsten Dörflein und unter niedrigen Strohdächern redliche Menschen wohnen. Die drey Kronen, die ich Ihr aus Versehen gab, sende ich Ihr nun mit Bedacht zurück; und lege noch drey andere bey, als eine kleine Belohnung Ihrer Redlichkeit. Einen bessern Lohn hat Sie im Himmel zu gut. Wir vernahmen, Ihre gute Mutter sey krank. Meine Mutter schickt daher der lieben Kranken noch weitere sechs Kronenthaler zu einer kleinen Erquickung, und läßt ihr baldige Besserung wünschen. In diesen Wunsch

stimme auch ich mit ein; der liebe Gott wolle ihn erfüllen. Lebe Sie wohl! Ich verbleibe Ihre wohlwollende

Henriette von Grünthal."

Katharine, ihr Vater und ihre Mutter waren über diesen Brief und die ansehnliche Unterstützung höchst erfreut und erstaunt. Sie wunderten sich, wie Fräulein Henriette von der Krankheit der Mutter schon Nachricht habe, da doch Katharine dem Fräulein weder ein Wort davon gesagt, noch geschrieben hatte. Allein der edelmüthige Doktor hatte, sobald er von seinem letzten Krankenbesuche nach Hause gekommen war, sogleich an Frau von Grünthal geschrieben. Er hatte sie schon vor mehreren Jahren in Wien kennen gelernt, und wußte, daß sie sehr wohlthätig war. Die Hopfengeschichte und Katharinens Brief gaben ihm eine schickliche Veranlassung, die ihm als Arzte

anvertraute kranke Mutter, nebst ihrer dürftigen, aber sehr liebenswürdigen Familie, der Wohlthätigkeit der gnädigen Frau zu empfehlen. Von dem Allein sagte aber der bescheidene Mann, der gerne im Stillen Gutes that, kein Wörtchen. Er sagte bloß: „Das Päckchen mit dem Gelde ist erst vor einer Stunde auf der Post angekommen. Da nahm ich denn sogleich Hut und Stock, es selbst zu überbringen. Denn wenn man heute eine Noth lindern, oder einem Menschen eine Freude machen kann, so muß man es nicht auf Morgen verschieben. Ueberdieß liegt mir die kranke Mutter so vieler Kinder sehr am Herzen. Da der Abend so schön ist, ich eben von Geschäften frey war, und doch spazieren gegangen wäre, so dachte ich keinen angenehmeren Spaziergang machen zu können, als hieher. — — Indeß bin ich doch etwas müde und durstig geworden!“

Er setzte sich auf einen Strohsessel an das offene Fenster, und bat um ein Glas Milch.

Katharine brachte es sogleich auf einem reinlichen Teller von Steingut. Er trank, und sagte: „Die Milch ist sehr gut; indeß ist sie mir etwas zu fett, ich bitte um Wasser dazu.“ Katharine brachte das Wasser in einer gläsernen Flasche; Wasser und Flasche waren hell wie Kristall. Der Doktor lächelte freundlich, blickte in der Stube umher, und sagte: „Hier ist die Reinlichkeit recht zu Hause; so habe ich es gerne.“

Nachdem er die Milch getrunken hatte, ging er an den Bücherschrank, durchsah die Bücher, und lobte sie sehr. „Die Schule dahier muß gut bestellt seyn, sprach er; wie ich höre, wird die Schulprüfung bald gehalten?“ „Heute über acht Tage!“ sagte der Lehrer. „Nun wohl! sprach der Doktor. Ich muß die

werthe Kranke ohnehin noch einmal besuchen. Ich werde daher an diesem Tage kommen, und wenn es erlaubt ist, dann der Prüfung beywohnen.“ Der Schullehrer versicherte, das werde ihn sehr freuen, und der Herr Doktor werde ihm dadurch eine große Ehre erweisen.

Der Doktor besah hierauf das Klavier und sagte: „Spiel' er mir einmal etwas darauf, Herr Schullehrer!“ Der Schullehrer setzte sich an das Klavier, und spielte aus einer neuen Oper, die damals viel Aufsehen machte, dem Doktor aber noch unbekannt war, das schönste und schwerste Stück, mit großer Fertigkeit, mit Geschmack und Ausdruck. Der Doktor horchte hoch auf. Er nannte den Lehrer nun nicht mehr Er. „Sie spielen vortrefflich, sagte er; Sie singen wohl auch recht gut? Lassen Sie mich einmal ein schönes Lied hören.“ Der Schullehrer winkte Katharinen. Sie

brachte ein Liederbuch, schlug es auf, und sagte: „Dieses Lied da liegt mir, seit der Herr Doktor die Mutter besser fand, und uns das reiche Geschenk brachte, beständig im Sinne. Dieses Lied wollen wir singen.“ Sie sangen folgende Zeilen:

„Sollt' ich meinem Gott nicht singen?
Meinem treusten, besten Freund?
Seh' ich doch aus allen Dingen,
Wie so gut Er's mit mir meynt!
Wie doch nichts als lauter Lieben,
Was sein treues Herz bewegt,
Das ohn' Ende hebt und trägt —
Die in seinem Dienst sich üben!
Alles währt nur eine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit!“

„Schön, sehr schön! sagte der Doktor gerührt. Sie singen sehr gut, Herr Lehrer, und Katharine hat eine wahre Nachtigallstimme. Allein die fromme Empfindung des Dankes, womit sie das Lied sangen, übertrifft ihre angenehmen

Stimmen noch weit. Diese Empfindung ist die Seele des Gesanges. Ihr Gesang war so vortrefflich, als der Inhalt des Liedes, das Katharine sehr gut gewählt hat. Ich habe Ihnen nicht nur mit Vergnügen, sondern mit wahrer Andacht zugehört!“ „Doch, sagte er jetzt, ich habe diesen Abend in der Stadt noch ein Paar Krankenbesuche zu machen, und muß mich, so gerne ich unter euch bin, nun wieder auf den Weg machen.“ Er stand auf, und trat noch einmal an das Krankenbett der Mutter. Er tröstete sie liebreich, machte ihr die beste Hoffnung, und versprach ihr, da er es nicht früher nöthig finde, in acht Tagen wieder zu kommen. Sie both ihm die Hand und sagte: „Liebster Herr Doktor! O wie Vieles thun Sie an uns armen Leuten! Sie besuchen mich so gütig, ja Sie haben die Mühe, das Geld zu überbringen, selbst übernommen. Ich kann Ih-

nen meinen Dank nicht genug ausdrü-
cken!" Die hellen Thränen flossen ihr
über die bleichen Wangen; auch der Va-
ter und Katharine hatten Thränen in den
Augen.

„Der Frau von Grünthal, sagte
der Vater, werde ich meinen Dank schrift-
lich bezeigen, und Katharine wird an
Fräulein Henriette schreiben. Ihnen aber,
bester Herr Doktor, mögen diese unsere
Thränen mehr als Worte sagen, wie
innig wir Ihnen danken!" Dem Dok-
tor ging es sehr zu Herzen, daß die gu-
ten Leute so dankbar waren, obwohl sie
nicht einmal wußten, wie viel er für sie
gethan habe, indem er sie der Frau von
Grünthal empfohlen hatte. „Lebt wohl,
ihr guten Menschen!" sagte er, und
ging, um seine eigenen Thränen zu ver-
bergen, schnell zur Stubenthüre hinaus.

Als der Vater, Katharine und die
Kinder, die den Doktor vor die Haus-

thüre begleiteten, wieder hereinkamen, fal-
tete die Mutter die Hände, erhob die
nassen Augen zum Himmel und sprach:
„Du lieber Gott! Ja, Deine Liebe ist
unendlich. Du hast Dich unser erbarmt,
und uns aus unserer Noth errettet! Du
hilfst immer! Dir wollen wir stets dank-
bar seyn, und felsenfest auf Dich ver-
trauen. Nur im Vertrauen auf Dich
finden wir in allen Leiden einen sichern
Trost. Gieb Du selbst uns ein rechtes
Vertrauen auf Dich in unser Herz, und
wir sind selig in Dir schon hier auf Er-
den, und werden dann immer Ursache
haben, Dir zu danken.“ So bethete
die Mutter, und der Vater und alle Kin-
der sagten freudig: „Amen!“

Zehntes Kapitel.

Unerwartete Gäste.

Die gute Mutter ward bald wieder ganz gesund, konnte wieder mit Lust und Freude ihrem Hauswesen vorstehen, und sich ihrem liebsten Geschäfte, der Erziehung ihrer Kinder widmen. Der Schullehrer hielt sehr fleißig Schule, und lebte ganz für seine Kinder, wie er nicht nur seine eigene Kinder, sondern auch die Schulkinder nannte. Der Winter ging ihm bey steter Zufriedenheit, und ohne sonderliche Sorgen vorüber.

Nun ward es wieder Frühling. Die Bäume waren zur Freude der Aeltern ganz mit Blüthen bedeckt; die Kinder pflückten mit frohem Jubel in dem Wiesengrunde und an den neubegrünten Hecken gelbe Schlüsselblumen und blaue

Veilchen, und brachten sie den Aeltern. Jeden Morgen weckte sie der liebliche Gesang der Vögel, die auf den Bäumen und Hecken umher ungestört nisteten; doch weit über den Gesang aller Vögel ging den kleinern Kindern der fröhliche Ruf des Kukuks.

An einem schönen Frühlingstage saß der Lehrer nun einmal mit seinen neun Kindern, davon die Mutter das Kleinste auf dem Schooß hatte, bey dem Mittagsessen. Die große irdene Schüssel voll Milchsuppe mitten auf dem Tische ward bald leer. Katharine ging, und brachte nun eine eben so große, aufgehäufte Schüssel voll dampfender Erdäpfel, und die Kinder machten sich fröhlich darüber her. Da klopfte man an der Thüre. „Herein!" riefen die Kinder alle zusammen und sahen begierig nach der Thüre — und ein junges, schönes, sehr zierlich gekleidetes Frauenzimmer trat herein.

„Je, Fräulein Henriette!“ rief Katharine, sprang auf und eilte ihr entgegen. Alle standen ehrerbietig auf. Katharine und die Aeltern fingen an, ihr für das übersendete Geld zu danken. Allein Henriette sagte: „Ich bitte euch, schweigt davon, und setzt euch sogleich wieder an den Tisch. Sonst gehe ich auf der Stelle wieder fort. Wenn ihr es aber erlaubt, so setze ich mich zu euch, und esse mit euch. Erdäpfel esse ich sehr gerne; sie sind eine meiner Leibspeisen.“

Kathdrine holte sogleich den besten Strohsessel in der Stube herbey, brachte einen Teller von Steingut, suchte ein Paar der schönsten Erdäpfel aus, schälte sie, und legte die röthlichen Erdäpfel auf den weißen, reinen Teller. Das Fräulein aß sie mit Lust. Sie war sehr heiter und fröhlich und die lautere Freundlichkeit. Sie hatte an den lieblichen Kindern mit den rothen Wangen und den

schönen blonden oder braunen Locken große Freude. Sie sah mit Vergnügen zu, wie die Kinder, die rund um den Tisch herum saßen, es sich so gut schmecken ließen. „Man weiß gar nicht, welches das schönste und blühendste ist, sagte sie, so frisch und gesund sind alle. Ihre geringe Kost schlägt ihnen recht gut an, und dabey sind Alle recht nett und reinlich gekleidet.“ „Gottlob! sagte die Mutter; und doch hält es etwas schwer, ihnen diese geringe Kost zu verschaffen, und sie anständig und ordentlich zu kleiden. Sie werden mit jedem Tage größer, und da giebts mit jedem Tage größere Sorgen.“ „Ey, sagte die fröhliche Henriette lächelnd, wenn Eure Kinder mit jedem Tage kleiner würden, so würde Euch dieß doch noch die größten Sorgen machen. Seyd gutes Muths, und laßt den lieben Gott sorgen.“

Als Henriette die Erdäpfel aufgezehrt hatte, sagte sie: „Nun will ich euch Tafelmusik machen.“ Sie setzte sich an das Klavier, und spielte sehr artig. Als sie bemerkte, daß der Schullehrer mit seinem Gericht Erdäpfel fertig war, bat sie ihn, einen lustigen Tanz zu spielen, nahm das kleinste Kind von dem Schooße der Mutter auf ihren Arm, und tanzte, um dem Kinde Vergnügen zu machen, freudig mit ihm in dem Zimmer herum. Das Kleine lachte, und alle Kinder in der Stube fingen an, laut zu lachen. Alle waren sehr fröhlich.

Die Mutter ließ sich indeß die allgemeine Fröhlichkeit und die Gegenwart des Fräuleins nicht hindern, an das Tischgebeth zu erinnern. Aeltern und Kinder betheten nach Tische, und Henriette bethete andächtig mit. „Nun, sagte Henriette, wollen wir auch ein schönes Lied singen. Es gilt auch für ein Gebeth.

Herr Lehrer, spielen Sie das Lied mit dem schönen Chor: „Alle gute Gabe, kommt oben her von Gott, vom schönen blauen Himmel herab!" Sie fing sogleich an, mit ihrer sehr lieblichen Stimme die erste Strophe zu singen: „Im Anfang war's auf Erden — nur finster, wüst und leer, und sollt's was seyn und werden, mußt es wo anders her!" und Katharine, der Lehrer und die Lehrerin sangen den Chor.

Es war wirklich ein sehr schöner Gesang. Als der Gesang zu Ende war, trug die Mutter das kleinste Kind, das schläfrig wurde, in die Nebenkammer, um es in das Bett zu legen. Kaum war sie zur Seitenthüre hinaus, so klopfte man abermal an der Stubenthüre, und eine schöne, ansehnliche Frau, sehr vornehm gekleidet, öffnete die Thüre. Sie blieb einige Augenblicke stillschweigend unter der Thüre stehen, und blickte in der

Stube umher. Das helle, reine, freundliche Zimmer schien ihr zu gefallen; mit sichtbarem Wohlgefallen aber ruhten ihre Blicke auf den blühenden, reinlich gekleideten Kindern

Henriette sagte leise zu Katharinen, die neben ihr stand: „Das ist meine Mutter!" Katharine näherte sich ihr ehrerbietig, der gnädigen Frau die Hand zu küssen. Allein Frau von Grünthal schlug erstaunt die Hände zusammen, und rief: „Gott im Himmel, was seh ich! Ich hatte eine Jugendfreundin, die dir so ähnlich sah, wie eine blühende Rose der andern. In der That, ich meynte in dem ersten Augenblick, ich sehe sie selbst. Gerade so — so blühend und eben so gekleidet, stand sie vor mir, als sie vor vielen Jahren mir das Leben rettete. So erblickte ich sie, als ich, aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, wieder die Augen aufschlug. Ihre Gestalt, wie ich sie

damals sah, ist mir unvergeßlich, und immer noch sehe ich sie so.“ Frau von Grünthal blickte in der Stube umher, und sagte dann zu Katharinen: „Ist deine Mutter nicht hier? O sag, sie lebt doch noch, und ist noch gesund?“

Ehe Katharine antworten konnte, kam die Mutter wieder zur Seitenthüre herein. Frau von Grünthal betrachtete sie einige Augenblicke, und rief dann voll des höchsten Entzückens: „Therese! — Ja, du bist es wirklich! — O welche Freude, nach so langer Zeit dich wieder zu sehen!“ Die gute Schullehrerin schaute die fremde Frau höchst erstaunt und mit starren Augen an, und sagte: „Ich kann mich nicht sogleich erinnern, Sie einmal gesehen zu haben!“

„Wie? sprach Frau von Grünthal, kennest du denn deine Leonore nicht mehr? Erinnerst du dich nicht mehr, wie wir in Lindenberg, in den goldenen Jahren unserer

Kindheit und Jugend zusammen so selige Tage lebten? Wie du alle Tage zu uns in das Schloß kamst, wie wir in dem Schloßgarten mit einander strickten, nähten, sangen, uns schaukelten, die Blumen begossen? Wie du mich dort am Spingbrunnen, als ich schon halb todt war, aus dem Wasser gezogen?"

„Ach Gott! Sie sind es, rief jetzt die Schullehrerin vor Erstaunen und Freude fast außer sich. Welch ein Glück, Sie wieder zu sehen! O viele tausend Male habe ich an Sie gedacht! Allein ich konnte nie mehr etwas von Ihnen erfahren!"

„So ging's mir auch, sprach die edle Frau. O wie oft, wie unzählige Male habe ich mir gewünscht, meine geliebte Jugendfreundin wieder um mich zu haben, ja sie nur noch einmal zu sehen! Allein feindselige Umstände sind die Ursache, daß wir uns so lauge nicht mehr fanden. Aber, Gottlob, daß wir uns

nun doch wieder haben! O komm denn in meine Arme, und sey mir herzlichst gegrüßt, liebe Therese!" Sie streckte die Arme aus, umfaßte Theresen, drückte sie an ihr Herz, und benetzte ihr Angesicht mit Thränen. „O weißt du noch, sprach sie, wie traurig wir zu Lindenberg von einander Abschied nahmen, als ich mit meinen Aeltern nach Wien reisen mußte? Gott sey gepriesen, der uns so unverhofft, so ganz und gar unerwartet wieder zusammenführte! Da ich schon unter deinem Dache war, schon in deiner Stube stand, dachte ich nichts wenigeres, als dich, dich, liebste Therese, hier zu finden!"

Die Lehrerin weinte auch vor Freuden, und sagte: „Aber wie kommen Sie denn hieher, beste Freundin? Nicht wahr, so darf ich Sie schon nennen? Auch weiß ich ja nicht, soll ich Sie noch Fräulein von Lindenberg — oder gnädige Frau nennen!"

„Ja so, sagte Frau von Grünthal, das weißt du noch nicht einmal! Sieh! — Henriette hier ist meine Tochter!"

„So sind Sie die Frau von Grünthal! rief die Lehrerin; o so seyen Sie mir nun zweyfach willkommen! O Gott, welche wunderbare Fügung!"

„Ja, sagte Frau von Grünthal, Gott fügte es so. Er wollte die Ehrlichkeit, die deine Tochter Katharine, und ihr Alle bey dem seltsamen Hopfenhandel bewieset, nicht unbelohnt lassen. Ohne daß ich wußte, daß du — du, liebe Therese, Katharinens Mutter seyest, nahm ich an deinem Schicksale den innigsten Antheil. Ich erkundigte mich sonst noch nach dir, nach deinem Manne, deinen Kindern, und hörte nichts als Gutes von euch. Wirklich reise ich mit meiner Tochter aus der Residenz nach Grünthal, wo ich den Frühling zuzubringen gedenke. Als wir

oben vom Berge herab euer kleines Dörf=lein Steinach unten im Thale liegen sa=hen, entstand der Wunsch in mir, eine so gute, rechtschaffene Familie persönlich kennen zu lernen. Henriette, die es nie satt wird zu laufen, eilte auf dem näheren Fußwege voraus. Ich fuhr langsam auf dem Fahrwege nach. Ich stand eine gute Weile vor der Stubenthüre, hörte eurem schönen Gesange mit Vergnügen zu, und wollte, um euch nicht zu unterbrechen, nicht eher herein kommen, als bis er zu Ende war. So wunderbar führte mich Gott wieder in deine Arme, liebste Freun=din meiner Jugend! Doch komme jetzt, liebste Therese; wir wollen mit einander in den Garten gehen. Wir haben viel, viel mit einander zu reden."

Sie wandte sich hierauf zum Schul=lehrer und sagte: „Verzeihen Sie, Herr Lehrer, daß ich, ohne Sie kaum zu grü=ßen, Ihnen Ihre Frau auf ein Stünd=

chen hinwegnehme. Obwohl ich zuerst mit ihr reden muß, habe ich deßhalb gegen Sie, lieber Lehrer, nicht weniger Achtung. Ich weiß, daß Sie ein sehr edler Mann, ein liebevoller Vater und Ehegatte, und ein ganz vortrefflicher Lehrer sind. Ich werde nachher noch mit Ihnen sprechen. Du, Henriette, theile indeß von dem Zuckerbrod, und was sich sonst noch Schickliches in unserm Reisewagen findet, unter die Kinder aus, und unterhalte dich indeß mit ihnen."

Eilftes Kapitel.

Die gute Haushälterin.

Frau von Grünthal ging mit ihrer wiedergefundenen Freundin Arm in Arm in den Garten. Sie setzten sich auf die

Bank unter dem Apfelbaum, zwischen dessen weißen und rothen Blüthen der helle, blaue Himmel freundlich auf sie herabglänzte.

Zuerst erzählte Frau von Grünthal, wie es ihr seit dem Tode ihrer Mutter ergangen; wie sie bey ihrer kargen Tante sehr harte Tage gehabt; wie ihr, um Postgeld, Papier und Siegellack zu sparen, nicht weiter gestattet wurde, einen Brief an Therese zu schreiben; wie sie in der Folge sich mit Herrn von Grünthal, einem edlen vortrefflichen Manne, vermählte, und mit ihm wegen des Krieges viele Jahre in Prag gelebt habe; wie sie erst nach hergestelltem Frieden mit ihrem Gemahl in Grünthal angekommen sey, allein ungeachtet aller Erkundigungen nicht das Geringste von Therese habe in Erfahrung bringen können.

Therese erzählte nun auch, was ihr, seit sie Lindenberg verlassen, alles begeg-

net sey; wie sie zu dem Chorregenten, dem geliebten, verehrungswerthen Bruder ihres seligen Vaters gekommen; wie sie da den trefflichen Schullehrer Hermann kennen gelernt, ihn zu ihrem Ehegatten gewählt, und mit ihm in der glücklichsten und zufriedensten Ehe gelebt habe; wie sie in den ersten Jahren ihrer Ehe, mit ihren geringen Einkünften vollkommen ausreichte; wie sie unter diesem Baume, unter dem sie eben jetzt sitze, Gott oft für das Glück ihrer Ehe gedankt habe; wie sie erst, da ihrer Kinder gar so viele wurden, anfing Mangel zu leiden, ja, während ihrer letzten Krankheit in wirkliche Noth gerathen.

„Aber um des Himmels willen, liebste Therese, sprach Frau von Grünthal, sag' mir doch, wie du es anfingst, bey einem Einkommen von einem Paar hundert Gulden, und deinen neun lebendigen Kindern, dein Hauswesen so in

Ordnung zu halten, und so viele Jahre dich ehrlich durch zu bringen?"

„Mich wunderte dieß oft selbst, sagte Therese. Ich denke aber, der Segen Gottes war sichtbar mit uns! Freylich thaten wir auch, was wir konnten. Und da traf es denn zu, was mein lieber Mann so oft sagte: Wer auf Gott vertraut, und das Seinige redlich thut, dem kann es nicht fehlen."

Frau von Grünthal sagte: „Ich bin vollkommen überzeugt, daß du deiner Haushaltung mit Einsicht vorgestanden, und dir alle erdenkliche Mühe gegeben, sie wohl zu bestellen. Allein ich möchte dieses gerne recht ausführlich wissen. Erzähle einmal vom Anfange an."

Die Schullehrerin erzählte: „Sowohl ich, als mein Mann, waren beyde in unserm ledigen Stande sehr sparsam. Mein Mann, der sich als Schulgehülfe in der Stadt, besonders mit Nebenstun-

den, die er gab, Vieles verdiente, war schon damals kein Freund von Trink- und Spielgesellschaften. Er war schon damals auf seine künftige Einrichtung und einen Sparpfennig bedacht. Was er Schönes hat, schaffte er sich schon in jenen Zeiten an. Jetzt dürfte er nicht mehr daran denken, sich ein Buch, ein Kupfer, oder gar ein Klavier zu kaufen. So sah auch ich anstatt auf unnützen Putz und Flitterstaat nur darauf, mir Flachs, Leinwand, Bette und dergleichen zu erwerben, was uns späterhin sehr gut kam. Auch legten wir sogleich Anfangs unserer Haushaltung, wo uns von unserm kleinen Einkommen bey unserer Sparsamkeit das Jahr hindurch immer einiges Wenige übrig blieb, dieses sorgfältig zurück. Mancher Pfennig, den wir damals ersparten, ward für uns in der Folge ein wahrer Nothpfennig."

Frau von Grünthal sprach: „Das war sehr klug! Allein es ist mir noch immer ein Geheimniß, wie du mit so Wenigem so weit reichtest. Ich habe wohl einmal im Allgemeinen gehört, die Haushaltungskunst bestehe in den zwey Stücken, daß man seine Einnahme vermehre, und die Ausgabe vermindere. Nun sag einmal, wie fingst du das Erste an?"

Die Schullehrerin sprach: „Wir bewarben uns allerdings, unsere geringe Einkünfte auf eine rechtliche Weise zu vermehren. Zwar, was wir an Geld, Getreide und Holz zur Besoldung hatten, das mußte natürlich bleiben, wie es war. Allein die Dienstgründe waren einer großen Verbesserung fähig. Mein Mann hatte den Grundsatz: Benütze, was da ist. Der Grasboden hier war, zumal wenn der Sommer heiß und trocken war, dürr und wie verbrannt; der Platz vor unserm Hause hingegen glich einem Sum-

pfe. Mein Mann fand dort am Hügel eine kleine Quelle, die in das Dorf floß und vor unserm Hause, wo sie keinen rechten Abfluß hatte, den Boden zu einem Moraste machte. Er leitete die Quelle so, daß sie den Theil des Gartens hier, der für Gras und Bäume bestimmt ist, reichlich wässert, und der denn auch, wie Sie sehen, mit dem frischesten Grün und den fruchtbarsten Bäumen prangt. Da der vorige Schullehrer kaum eine magere Kuh erhalten konnte, so können wir nun zwey sehr schöne Kühe halten, die unsere Haushaltung hinreichend mit Milch und Butter versehen. Der Sumpf vor dem Hause, der sonst ungesunde Dünste aushauchte, trägt nun gesundes Obst. Der Theil des Gartens, der mit Gemüsen angebaut ist, kam uns in der Haushaltung sehr wohl. Er bringt aber viel mehr Gemüse hervor, als wir nöth'g haben. In dem Dorfe können wir davon freylich wenig

anbringen. Allein mein Mann machte ausfindig, welche feinere Gemüsarten hier vorzüglich gedeihen. Er baut, zum Beyspiele, Blumenkohl von ausnehmender Schönheit, und die Leute in der Stadt reißen sich darum und bezahlen ihn sehr gut. Das Meiste bringen uns die Obstbäume ein, die mein Mann schon vor fünfzehn Jahren gepflanzt oder veredelt hat. Für ein Haus, wo viele Kinder sind, ist ein Obstgarten eine große Wohlthat. Allein nicht nur der Genuß, auch der Verkauf des Obstes kam uns sehr gut. Der einzige schöne Apfelbaum, unter dem wir sitzen und der gar prächtige Aepfel trägt, brachte uns in manchem Jahre schon zehn Thaler ein. Auch aus der Baumschule von veredelten Stämmen gewannen wir manchen Gulden. Die Bienen dort, die in dem Garten und an dem nahen Berge überreichliche Nahrung finden, gewährten uns fast alle Jahre eine

reiche Aernte an Honig und Wachs, wo-
für wir nicht wenig Geld einnahmen.
Mein Mann bemerkte, daß an der Gar-
tenhecke der wilde Hopfen sehr gut fort-
komme. Da kam er auf den Gedanken,
den Hügel da, der zu unserm Garten ge-
hört, und meistens mit Dornen bewachsen
war, in einen Hopfengarten umzuschaffen.
Der Versuch gelang herrlich. So wurde
uns der Garten, wenn auch nicht zu ei-
nem Goldbergwerke, doch zu einer kleinen
Silbergrube. Mein Mann giebt sich aber
sonst noch alle erdenkliche Mühe, etwas
zu verdienen. Er geht wöchentlich zwey-
mal eine Stunde weit über Feld, die Kin-
der der Gutsherrschaft zu Steinberg im
Singen und Klavierspielen zu unterrich-
ten, uud wird dafür sehr großmüthig be-
zahlt. Auch schreibt er Musikalien ab,
und seine Noten sind so schön, als wären
sie gestochen; und da schickt ihm denn der
Chorregent ganze Päcke zum Abschreiben,

und verschafft ihm so einen ansehnlichen Verdienst. Wem es nicht an Geschicklichkeit und gutem Willen fehlt, der findet immer Gelegenheit, etwas zu verdienen.“

„Ich suchte nun auch das Meinige redlich beyzutragen. Ich erlöste manchen Groschen aus jungen Kohlpflänzchen, aus allerley Gesämen, aus Blumen, besonders aber aus Rosmarinzweigen, womit sich hier zu Lande die Hochzeitgäste zieren. Da der Bach nicht weit entfernt ist, so zog ich junge Gänse, die mir nicht wenig eintrugen. Die kleineren Kinder mußten sie abwechselnd hüten, und nebenbey stricken. Die Kinder hatten an den niedlichen, gelbharigen Geschöpfen große Freude, und thaten es gerne. Wollte es ihnen auch manchmal ein wenig langweilig vorkommen, so machte das Versprechen des Martinsbratens ihnen neue Lust dazu. Ich nähte, stickte und strickte früh und

spät. Auch wenn ich um das Dorf mit meinem Manne zu Zeiten spazieren gieng, legte ich das Gestrick nicht aus der Hand."

„Sobald die Kinder nur ein wenig herangewachsen waren, mußten sie unausgesetzt beschäftigt seyn. Sie spannen, strickten, jäteten auf den Gartenbeeten, reinigten Gartengesäme, hülseten Bohnen aus, schleißten Federn; kurz, Alle mußten, jedes nach seinen Kräften, zu unserm Lebensunterhalte beytragen. Draußen am Berge geriethen zum Beyspiele im letzten Herbst die schönen, scharlachrothen Hagebutten, dahier Hagepußen genannt, sehr gut. Eine ganze Strecke des Berges war roth davon. Die Leute im Dorfe achteten sie wenig. Allein meine Kinder mußten sie mir sammeln, und brachten ganze Körbe voll davon nach Hause. Ich zerschnitt sie, und die Kinder mußten sie von den Kernen reinigen,

und wir lösten in der Stadt mehrere Gulden daraus. So haben wir durch Fleiß und Thätigkeit den kleinen Ertrag unsers Dienstes beynahe verdoppelt."

Frau von Grünthal sprach: „Das habt ihr vortrefflich gemacht. Allein ich bin nun um so begieriger zu hören, wie ihr das zweyte Stück der Kunst Haus zu halten, in Anwendung gebracht habt. Wie habt ihr durch Sparsamkeit eure Ausgaben verringert?"

Die Lehrerin sagte: „Wir gaben keinen Heller unnütz aus. Wir begnügten uns mit einfacher Hausmannskost. Leckerhafte Speisen, die viel kosten und wenig nähren, kamen nie auf unsern Tisch. Unsere Kinder wissen nichts vom Zuckerwerk und ähnlichen Näschereyen. Fremde Gewürze kamen nicht in meine Küche. Unsere Gewürze sind Kümmel von unsern Wiesen, Schnittlauch und Zwiebeln aus unserm Garten; das beste Gewürz aber

der Hunger, der uns bey unserm arbeitsamen Leben nie fehlte. Mein Mann ging nie zum Weine; ich trank nie Kaffee. Bier tranken wir nur selten. Dafür aßen wir, besonders im heißen Sommer, mit einander gestockte Milch, die gesünder ist und besser schmeckt, als das Bier, wie es auf dem Lande zu haben ist. Mein Mann schnupft nicht Tabak. „Wenn ich des Tags, sagt er, auch nur für einen Pfennig verbrauchte, so machte es des Jahres doch einen Thaler und in zehn Jahren zehn Thaler!“ Anstatt des Tabakschnupfens berührt er zuweilen die wohlriechenden Gewächse im Garten oder auf unsern Fenstersimsen mit den Fingern, und riecht dann daran. „Das ist, sagt er, der wohlfeilste und lieblichste Schnupftabak.“ Noch viel weniger raucht er. „Wenn ich des Tages auch nur für einen Kreuzer Rauchtabak brauchte, sagt er, so machte das, die

Pfeifen und anderes Geräth nicht einmal gerechnet, in einem Jahre sechs, und in zehn Jahren sechzig Gulden, was immerhin ein Kapital ist, mit dem sich schon etwas anfangen läßt." Wir kleideten uns schlecht und recht; überflüssige Kleiderpracht verabscheuten wir. Alle Kleider für mich und meine Mädchen machte ich selbst; ja auch manches Kleidungsstück für meinen Mann und die Knaben. Wir schonten unsre Kleider so viel möglich. Meine Kinder mußten ihre Sonntagskleider, sobald sie nach Hause kamen, sorgfältig ablegen, und aufbewahren. So blieben sie lange hübsch und schön. Der kleinste Schaden, den ich daran bemerkte, wurde auf der Stelle ausgebessert, um größern Schaden zu verhüten. Die alten Kleider, die ich und mein Mann nicht mehr anziehen konnten, machte ich unsern Kindern zurecht, wie ich es mit Katharinens

Strohhut gemacht hatte. Manches Kleidungsstück, aus dem das älteste Kind herausgewachsen war, machte nach und nach die Wanderung bis auf das jüngste. So benützte ich jedes Kleidungsstück bis auf den letzten Faden. Auch an den Hausgeräthen ersparten wir Vieles. Was nicht nöthig war, kauften wir nicht, und wäre es auch noch so wohlfeil gewesen. Was wir hatten, suchten wir, vorzüglich durch eine gute Hausordnung, zu erhalten. In einer unordentlichen Haushaltung geht manches nützliche Stückchen durch Nachlässigkeit zu Grunde. Geschirre werden zerbrochen, Gartenwerkzeuge, die im Freyen liegen geblieben, verwittern oder werden gestohlen; die Kinder nehmen, wenn nicht wohl aufgeräumt wird, was sie erhaschen können, zu Spielzeugen, und verderben es. Viele Zeit geht auch mit Suchen verloren. Bey uns muß Alles

seine angewiesene Stelle haben, wo es vor Schaden sicher ist, und wo man es jeden Augenblick zu finden weiß. Mein Mann hob jedes Stückchen Papier, ich jedes Fleckchen Leinwand und jedes Trümmchen Faden auf. Noch muß ich bemerken, daß die Reinlichkeit, die kein Geld, sondern nur eine beständige Aufmerksamkeit kostet, mir doch vieles Geld ersparte. Nicht nur ward Manches, das leicht hätte durch Schmutz verderbt werden können, erhalten; ich schreibe es vorzüglich der Reinlichkeit zu, daß unsere Kinder, — die gewöhnlichen Kinderkrankheiten ausgenommen — immer frisch und gesund blieben. So könnte ich noch hundert Dinge sagen; allein ich sprach wohl schon zu viel."

„Ganz und gar nicht, sprach Frau von Grünthal. Ich könnte dir noch lange zuhören. Kluge Hauswirthschaft und weise Sparsamkeit kann sowohl den hö-

hern als niedern Ständen nicht genug empfohlen werden. So gut du dich aber in deine Lage zu schicken wußtest, so mußte sie dir doch oft recht hart fallen?"

„Freylich, sagte die Lehrerin, war unsere beschränkte Lage für uns manchmal sehr beschwerlich und drückend; allein sie hatte doch auch viel Wohlthätiges für uns. Wir waren genöthiget, immer thätig und arbeitsam zu seyn, und unsere Kräfte blieben in beständiger Uebung. Das war uns allen gewiß sehr heilsam und der Grund manches Guten. Unsere Dürftigkeit bewahrte uns auch vor mancher Thorheit, wozu Ueberfluß uns leicht hätte verleiten können. Die Sorgen, die uns von Zeit zu Zeit plagten, dienten aber vorzüglich dazu, daß wir öfter an Gott dachten, herzlicher zu Ihm betheten, mehr auf Ihn vertrauten, und dann auch seine Hülfe in

der Noth oft recht sichtbar wahrnahmen. Dadurch wurden wir frömmere und bessere Menschen. Ich bin so fern davon, zu klagen, daß ich es vielmehr mit Dank erkenne, Gott habe es mit uns wohl gemacht; ja ich lobe und preise Ihn dafür, daß Er uns in diese dürftige Lage versetzt hat."

„Allein, fügte die Lehrerin noch bey, seit einiger Zeit scheint es mir doch, daß wir uns dahier in die Länge nicht mehr werden behaupten können. Ich bin nicht mehr so gesund und kräftig, als in frühern Jahren; und dann ist die Zahl unserer Kinder für unsere kleine Einkünfte doch zu groß. Es kommt jetzt bald die Zeit, wo die Knaben eine Kunst oder ein Handwerk lernen sollten; auch die Mädchen sollten mit der Zeit eine Ausfertigung haben. Allein woher sollen wir das Geld dazu nehmen? Ich rede oft mit meinem Mann

darüber, und bin oft recht bekümmert, so sehr er auch mich aufzuheitern, und mir guten Muth zu machen sucht. Wir waren dahier zwar immer zufrieden und vergnügt, geschätzt und geliebt. Es wäre aber doch zu wünschen, daß mein Mann, vorzüglich unsrer Kinder wegen, eine einträglichere Stelle erhielte!"

„Nun, meine liebste Therese, sprach Frau von Grünthal, das wird auch noch werden. Sey du nur getrost, und glaube mir, der liebe Gott hat schon Vorsorge für Dich getroffen. Wenn das Plätzchen auf Erden, das Er uns anwies, nicht mehr für uns taugt, so bereitet Er uns ein anderes. Das müssen wir seiner Güte zutrauen. Auch habe ich bemerkt, wenn ein Mann seine Berufspflichten mit Treue erfüllt, und sich ohnerachtet seines geringen Gehaltes begnügt, so zieht ihn Gott hervor, und

stellt ihn an einen Platz, wo er noch mehr Gutes stiften kann, und dann auch mehr Einkommen erhält. Das wird bey deinem lieben Manne auch zutreffen. Sey also ruhig, und gedulde dich noch ein wenig.“ Sie stand auf, um mit Therese in das Schulhaus zurück zu gehen.

Zwölftes Kapitel.

Die beglückte Familie.

Während die beyden Freundinnen unter dem blühenden Apfelbaume die Zeit unter vertraulichen Gesprächen sehr vergnügt zubrachten, hatte Fräulein Henriette sich in dem Zimmer mit den Kindern sehr angenehm unterhalten. Henriette hatte aus dem Reisewagen eine

Schachtel mit Konfekt geholt, und den Kindern davon ausgetheilt. Die kleineren Kinder hatten über die künstlich geformten und schön gefärbten Zuckerwaaren, dergleichen sie noch nie gesehen hatten, eine große Freude; sie konnten kaum glauben, daß diese schönen Schäflein, Schäfer und Schäferinnen, diese niedlichen kleinen Blumenkränzchen und Körbchen voll Früchte zum Essen bestimmt seyn sollten.

„Nein, nein, riefen einige, wir essen sie nicht; es wäre ja Schade dafür.“ „Ich gebe mein schönes Blumenkränzlein der Mutter, sagte die kleine Luise; die Mutter muß mir es in ihrem Kasten aufheben.“ Marie betrachtete ihr schön kandirtes Körbchen voll Früchte, die kaum größer als Erbsen waren, sehr aufmerksam, und rief: „O weh, über diese schönen Aepfelein ist der Reifen gekommen; sie sind ganz mit Eis

überzogen.“ Der kleine Anton sprang zum Vater, und zeigte ihm das schöne Schäflein, das er bekommen hatte, und fragte, ob man es zuvor braten müsse, ehe man es esse. Karl aber hatte zum Entsetzen der übrigen Kinder seiner schönen Schäferin sogleich den Kopf abgebissen, und versicherte, er schmecke sehr gut.

Die kleine Lotte stand an einem Sessel, klaubte die kleinen rothen und weißen Zuckerplätzchen sorgfältig auseinander; die rothen aß sie, die weißen aber legte sie bedächtig bey Seite. „Was machst du da, fragte Henriette; warum issest du die weißen nicht?“ „Ach, sagte das Kind, die sind ja noch nicht reif; man hätte sie noch nicht abpflücken sollen.“ Alle Kinder lachten. Das beschämte Lottchen aber erröthete, und fing über den Spott ihrer Geschwister beynahe an zu weinen. Henriette aber trö-

ſtete ſie, und ſagte: „Sey du ruhig, lie-
bes Lottchen! Irren kann man ſich leicht.
Das iſt mir ſelbſt ſchon begegnet, und
deine Schweſter Katharine kann es mir
bezeugen. Du verdienſt deshalb keinen
Spott! Nicht wahr, man hat dir ver-
boten, von den Erdbeeren und Johan-
nisbeeren zu eſſen, bevor ſie nicht reif
und ſchön roth wären! Indem du nun
mit den Zuckerzeltchen da dich irrteſt,
zeigteſt du doch deinen Gehorſam. Das
macht deinem Herzen Ehre; du biſt ein
ſehr gutes Kind!“

Katharine hatte indeſſen für die
Frau von Grünthal und Fräulein Hen-
riette einige ländliche Erfriſchungen auf-
getiſcht. Sie hatte den Tiſch mit einem
reinen, blendend weißen Tiſchtuche ge-
deckt, und brachte nun eine Schale
mit ſüßer, und eine Schale mit ſaurer
Milch, ſchöne gelbe Butter auf einem

reinen Teller, und eine kleine Schale mit Honig, hell und klar wie durchsichtiges Gold. Ferners brachte sie auf einem Teller gutes, kräftiges Hausbrod, und einen Teller von dem weißen Brode, das Henriette gebracht hatte, auch ein Paar kleine Körbchen mit Aepfeln, die so schön gelb waren, daß man sie nicht schöner hätte malen können. In die Mitte des Tisches stellte sie einen großen, schönen Blumenstrauß. Die Geschirre waren freylich nur von Erde und die Löffel nur von Blech, aber Alles höchst reinlich.

Frau von Grünthal trat jetzt mit ihrer wieder gefundenen lieben Therese in das Zimmer, und lobte die wohlangeordnete ländliche Tafel. „Die Landleute sind doch glücklich, sagte sie; sie bekommen die köstlichsten Geschenke der Natur — Milch, Butter, Honig, Obst — sogleich aus der ersten Hand;

die Städter müssen dieselben theuer bezahlen, und erhalten sie für ihr theures Geld doch oft lange nicht so gut! Auch sind die köstlichsten Zuckerwaaren und dergleichen Dinge, die von Menschenhänden zubereitet werden, nichts gegen die Gaben aus der Hand Gottes — zum Beyspiele gegen diese herrlichen Aepfel in den beyden Körbchen."

Frau von Grünthal setzte sich mit Therese, die ihr immer zur Seite bleiben mußte, an den Tisch. Henriette setzte sich neben Therese, die Freundin ihrer Mutter. Der Lehrer blieb ehrerbietig in einiger Entfernung stehen. Allein Frau von Grünthal sagte mit großer Freundlichkeit zu ihm: „Kommen Sie, Herr Lehrer, und setzen Sie sich hieher an meine Seite; wir haben uns ja noch gar nicht gesprochen, und ich habe Vieles mit Ihnen zu reden. Ich

habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, der, wie ich hoffe, Ihnen gefallen soll, und den Ihre Frau, wie ich bereits merkte, nicht übel finden wird. Ich rühre von den Erfrischungen hier, womit Katharine uns so reichlich bewirthet, nichts an, bevor ich über diesen Vorschlag mit Ihnen in's Reine gekommen."

Der Lehrer setzte sich, und die Frau von Grünthal sprach nun weiter: „Mein Mann war schon lange her darauf bedacht, der Schule zu Grünthal eine bessere Einrichtung zu geben. Allein er wollte dem guten, alten Lehrer nicht wehe thun. Dieser fühlt aber seine Altersschwäche nunmehr selbst, und wünscht in Ruhe gesetzt zu werden. Er kam bereits um ein Gnadengehalt ein, und mein Mann ist gesonnen, dem guten Greis Alles, was er an baarem Gelde, Getreide und Holz von dem

herrschaftlichen Rentamte bezog, zu lassen; den neuen Schullehrer aber doch so zu stellen, daß er zufrieden und sorgenfrey leben kann. Es war nun die größte Angelegenheit meines Mannes, einen solchen Lehrer ausfindig zu machen, der Kenntnisse und guten Willen genug hätte, die Schule von Grünthal in einen bessern Stand zu bringen. Denn mein Mann ist überzeugt, daß er seinen Unterthanen nicht leicht eine größere Wohlthat erweisen könne. Der fast lächerliche Irrthum mit der Hopfenrebe machte uns zuerst auf Sie aufmerksam, Herr Lehrer. Der Brief, den Katharine an meine Tochter Henriette schrieb, gefiel uns allen ungemein wohl. Zu gleicher Zeit kam ein Schreiben von dem Herrn Doktor, den Katharine damals zu ihrer kranken Mutter gerufen hatte. Er versicherte, Ihre Tochter Katharine habe den Brief selbst geschrie-

ben, und machte von Ihrer ganzen Familie eine sehr empfehlende Schilderung. Mein Mann sprach: „Der Lehrer, der seine Kinder solche Briefe schreiben lehrt, und dabey so grundehrlich ist, muß ein vortrefflicher Lehrer und ein sehr guter Mensch seyn.“ Mein Mann schrieb sogleich an den Doktor, und bat ihn um nähere Nachrichten. Dies war die Ursache, warum der Doktor zur Schulprüfung gekommen. Er war davon entzückt, und machte eine ausführliche Beschreibung davon, die meinen Mann ganz begeisterte. Der Doktor berichtete auch, daß Sie, lieber Herr Lehrer, sich nicht nur um die Schule, sondern in gar vieler Hinsicht um das ganze Dorf sehr verdient gemacht haben. Ich habe das Dorf Steinach vor etwa zwanzig Jahren gesehen; allein ich hätte es jetzt nicht mehr gekannt. Vorhin lag es fast kahl und öde zwischen seinen Felsen und

waldigen Bergen da. Jetzt ragen nur mehr der Kirchthurm und die Dächer der Häuser aus einem Wäldchen von Fruchtbäumen hervor. Es sind mehrere Hopfengärten angelegt. Die Hausgärten sind alle wohl mit Gemüse bebaut, und in jedem befindet sich ein Bienenstand. Die Bewohner des Dorfes, die vorhin etwas unthätig und saumselig waren, sind nun von Ihrem Beyspiele, Herr Lehrer, angefeuert, so fleißig, wie die Bienen. Auch du, liebste Freundin, sprach sie zur Lehrerin, hast hier sehr viel Gutes gestiftet. Da der Ackerbau in diesem ganzen Thale die Leute nicht hinreichend beschäftigt; so führtest du das Spitzenklöppeln und Muselinsticken ein, womit die Leute jetzt Vieles verdienen. So arm Ihr Beyde, du und der Herr Lehrer sind, so habet Ihr doch sehr viel gethan, das Dorf zu bereichern. Ohne daß der Name „In-

düstrieschule" jemals in dem Dorfe genannt wurde, hatte es eine der vorzüglichsten Schulen dieser Art — für die Baumzucht, den Gartenbau, die Bienenzucht und mancherley nützliche Arbeiten, die durch eure Betriebsamkeit sehr in Flor gekommen. — — Auf die günstigen Berichte des Doktors, die ich jetzt alle bestätiget finde, war der Entschluß meines Mannes sogleich gefaßt. Es hatten sich zwar Viele um den Schuldienst zu Grünthal gemeldet. Allein mein Mann sagte: „Hermann und kein anderer soll Schullehrer in Grünthal werden, wenn er anders Lust dazu hat." Da ich nun eben nach Grünthal reise, und die Straße so nahe an Ihrem Dörflein vorbeyführt, so wollte ich mir die Freude machen, Ihnen diese Nachricht selbst zu überbringen. Denn ich zweifle nicht, dieser Schuldienst werde Ihnen angenehm und ganz angemessen

seyn. Grünthal ist ein sehr freundlicher Ort. Das Schulhaus ist neu gebaut, sehr bequem und geräumig, und der Garten daran ist groß und schön. An Gehalt bekommen Sie dreymal so viel, als Sie hier haben. Ich denke, Sie werden den Dienst nicht ausschlagen. So ist dann für Ihre lieben Kinderchen gesorgt, und alle Kinder in ganz Grünthal werden sich freuen, einen so guten Lehrer zu bekommen. Mir aber wird dann die große, ganz und gar unerwartete Freude, meine geliebte Jugendfreundin Therese wieder in meiner Nähe zu haben; und auch meine Tochter Henriette wird an Katharine eine so liebenswürdige Gespielin finden, wie es ihre Mutter Therese mir in meiner Jugend war. Nun erklären Sie sich, lieber Herr Lehrer, was ist Ihre Gesinnung?"

Der gute Lehrer war über dieses Anerbieten so erfreut, als überrascht; die hellen Thränen standen ihm in den Augen, und er konnte in den ersten Augenblicken keine Worte finden, seine Freude auszudrücken. „Welch ein Glück, rief er endlich, welche wunderbare Hülfe vom Himmel, eben da wir sie am nöthigsten hatten! Ja, verehrungswürdige gnädige Frau, ich nehme das Anerbieten mit Freude und dem innigsten Danke an. Ich werde mich bestreben, alle meine Pflichten auf das gewissenhafteste zu erfüllen, und Ihnen und dem gnädigen Herrn meinen Dank mehr durch die That, als durch Worte bezeugen."

Die Schullehrerin brach in so reichliche Freudenthränen aus, daß sie schluchzte. Die kleine Lotte, die neben ihr stand, sagte: „Warum weinst du denn, liebe Mutter? Die gnädige Frau

ist ja recht freundlich! Sie zankt ja nicht mit Dir! Weine nicht, sonst muß ich auch weinen!"

Die Mutter aber sagte zu der Frau von Grünthal: „O wie selig bin ich, daß ich Sie, beste gnädige Frau, wieder gefunden habe, und daß Sie noch immer so gütig, so liebreich, so leutselig, so anspruchslos und bescheiden sind, als Sie es schon damals in Lindenberg waren. Wie freue ich mich, daß ich nun in Ihrer Nähe leben werde! Wie gütig hat der liebe Gott für mich und meine Kinder gesorgt. Wie weiß Er Alles am Ende recht zu machen!"

Frau von Grünthal sagte: „Es ist eine augenscheinliche Fügung Gottes, daß wir einander wieder fanden, und daß der Schuldienst zu Grünthal deinem Manne zugedacht war, ehe ich wußte, er sey dein Mann. — Ach! ich habe mich beständig darnach gesehnt, dich in

meinem Leben nur noch einmal zu sehen! Ich wünschte von ganzer Seele, jetzt, da mich Gott mit zeitlichen Gütern gesegnet hat, doch auch etwas für dich thun, und dir meinen Dank bezeigen zu können. Wie erfreut, wie erstaunt war ich daher, als ich unter dieses dein Strohdach kam, und erst Katharinen, dein treues Ebenbild, und dann dich selbst erblickte! Gewiß, meine Freude ist so groß, als die deinige. Nicht nur du, liebe Therese, und dein Mann und deine Kinder haben Ursache, Gott zu danken; auch ich, mein Mann und meine Kinder, ja ganz Grünthal müssen diese Fügung als eine göttliche Wohlthat erkennen, und werden Gott nach vielen Jahren noch dafür zu danken haben. Der Irrthum mit der Hopfenrebe war in der That ein glücklicher Irrthum!"

„Nun, rief Henriette, die immer fröhlich und heiter war, das freut mich, daß ich mit jenem Hopfenhandel so viel Gutes stiftete! Ich wurde damals viel darüber getadelt; nun muß ich, da es sonst Niemand thut, mich schon selbst ein wenig loben! Wenn ich jenes Hopfengewinde nicht so theuer bezahlt hätte, so wären alle die glücklichen Folgen unterblieben, die aus jenem Handel entstanden. Mama hätte Ihre Freundin nicht gefunden, und wir bekämen keinen so trefflichen Schullehrer nach Grünthal.“

Allein Frau von Grünthal sagte: „Diese glücklichen Folgen kommen gar nicht auf deine Rechnung, meine liebe Henriette, und du darfst dich dieser Folgen nicht rühmen. Dein Irrthum bleibt Irrthum, und deine unbesonnene Handlung unbesonnen. Allein, nichts verherrlichet die Vorsehung Gottes so sehr,

als daß sie auch unsere Unbesonnenheiten zum Besten zu leiten weiß, ja, daß nicht selten unsere unüberlegten Handlungen zu unserm Glücke ausschlagen, während unsere wohlbedachten Unternehmungen zu nichts werden, oder gar uns zum Schaden gereichen. So zeigt Gott, daß Er die menschlichen Begebenheiten lenke; so erkennen wir, daß wir bey Allem, was wir thun, und vorhaben, unser erstes Vertrauen auf Ihn setzen, und alle Ehre Ihm allein geben sollen. — Damit aber will ich ganz und gar nicht dich, meine noch immer etwas leichtsinnige Henriette, in deinem leichtsinnigen, unbesonnenen Wesen bestärken. Leichtsinn und Unbesonnenheit bringen ihrer Natur nach immer traurige Folgen, und wenn Gott freudige Begebenheiten daraus entstehen läßt, so ist es lediglich seine Gnade und Erbarmung. Wir sollen daher immer

bedachtsam und mit Ueberlegung handeln, und dann den Erfolg Gott anheim stellen. Wir müssen es machen, wie der Landmann, der seinen Acker mit aller Mühe und Sorgfalt anbaut, und den Segen dazu von oben erwartet."

Frau von Grünthal sagte nun dem Schullehrer noch, daß er so bald möglich nach Grünthal ziehen, und ihr den Tag, an dem er von Steinach abreisen werde, berichten solle; und daß sie dann ihn mit seiner Frau, seinen Kindern, und sämmtlichen Geräthschaften werde abholen lassen. Sie versicherte ihn noch einmal, er werde mit seiner Frau in Grünthal gewiß vergnügt leben, wegen des Guten, das er sicher dort stiften werde, allgemein geschätzt und geliebt seyn, und dort auch Gelegenheit finden, seine Kinder gut zu versorgen. Was sie jetzt voraussagte, ward in der Folge auch Alles genau erfüllt.

Frau von Grünthal nahm nun von Therese sehr zärtlich Abschied auf ein baldiges, frohes Wiedersehen, wünschte mit der ihr eigenen Freundlichkeit dem Lehrer und den Kindern indessen wohl zu leben, und ging mit Henriette, von der ganzen hoch beglückten Familie des Schullehrers begleitet, zu ihrem prächtigen Reisewagen, der zum Erstaunen aller Einwohner des Dorfes nicht weit von der Hausthüre des armen Schullehrers hielt.

Bevor Henriette in den Wagen stieg, sagte sie zu Katharine: „Noch Eines hätte ich bald vergessen! Ich war so unartig, dir bey der größten Sonnenhitze deinen Hut vom Kopfe zu nehmen; überdieß war dir der Hut als ein Geschenk doppelt lieb und werth. Ich bringe dir ihn aber hiemit wieder zurück.“ Sie nahm den mit Hopfen

umschlungenen Hut aus einer Schach-
tel, und überreichte ihn Katharinen.

„Ist's möglich! rief Katharine;
sind denn die schönen Hopfenblüthen,
und die hübschen grünen Blätter in die-
ser langen Zeit nicht verdorrt? Wahr-
haftig, sie sind ganz die nämlichen, und
noch eben so frisch und grün, wie da-
mals, als ich sie um den Hut wand!"

Henriette klatschte in die Hände,
lachte und rief: „Nun haben wir ein-
ander nichts mehr vorzuwerfen! Ich
sah jene natürliche Hopfenrebe für eine
künstliche an, und du siehst nun eben
so diese künstliche für eine natürliche
an. — Ich ließ, so bald ich damals
in der Stadt ankam, jenes Hopfenzweig,
das ich dir damals eben nicht am wohl-
feilsten abgekauft, das aber indessen
längst verdorrt ist, von einer Blumen-
macherin genau nachbilden, und mit die-

ser künstlichen Nachbildung mache ich dir nun ein Geschenk. Bewahre es so auf, als wäre es eben dasselbe Hopfenzweig, mit dem einst deine Hand diesen Hut umschlang, das aber in der Hand Gottes ein Mittel wurde, mehrere erfreuliche Begebenheiten in Eine zu verschlingen, und uns Allen große Freude zu bereiten."

„Das gnädige Fräulein hat ganz Recht, sagte der Schullehrer; bewahre dieses Hopfengewinde sorgfältig auf, liebe Katharine, zur Erinnerung an Gottes Güte und Barmherzigkeit. Er hat durch jenes Hopfenzweiglein, das wir hier so kunstreich nachgemacht sehen, große Dinge an uns gethan! Denn Er hat in seiner unermeßlichen Haushaltung unzählige Mittel, deren Er sich zur Belehrung, Besserung und Beglückung seiner Menschen bedient —

es sey nun eine Kürbißstaude bey Ninive, oder der unfruchtbare Feigenbaum am Wege nach Jerusalem, oder jene blühende Hopfenrebe an unserm Gartenzaune!"

In der Krüll'schen Universitäts-Buchhandlung zu Landshut sind folgende empfehlungswerthe Schriften zu haben:

Christoph Schmid, Erzählungsschriften:

Blumenkörbchen, das. Eine Erzählung, dem blühenden Alter gewidmet. 2te Aufl. mit 1 Titelkupfer. 8. 1828. weiß Druckpap. 24 kr. geb. 30 kr., fein Velinpapier 36 kr. oder 8 gr. gebunden 42 kr. oder 10 gr.

Blüthen, dem blühenden Alter gewidmet. 2te verb. u. verm. Ausgabe. 8. 1826. 24 kr. oder 6 gr. gebunden 30 kr. od. 8 gr.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde. 1s Bändchen. Enth.: Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen. Die Waldkapelle. 2te Aufl. 12. 1828. 9 kr. geb. 12 kr. gr. 12. 12 kr. od. 3 gr. geb. 15 kr. od. 4 gr.

— dieselben. 2s Bdchen. Enth.: Das Täubchen. Das verlorne Kind. 12. 1825. 9 kr. geb. 12 kr. gr. 12. 12 kr. od. 3 gr. geb. 15 kr. od. 4 gr.

— dieselben. 3s Bdchen. Enth.: Das Lämmchen. 12. 1826. 9 kr. geb. 12 kr. gr. 12. 12 kr. oder 3 gr. geb. 15 kr. oder 4 gr.

— dieselben. 4s Bdchen. Enth.: Gottfried, der junge Einsiedler. 12. 1829. 12 kr. geb. 15 kr. gr. 12. 15 kr. oder 4 gr. geb. 18 kr. oder 5 gr.

Eustachius. Eine Geschichte der christlichen Vorzeit, neu erzählt für die Christen unserer Zeit. 2te Aufl. Mit 1 Titelkupf. 8. 1829. 30 kr. oder 8 gr.

Fridolin, der gute, und der böse Dietrich. Eine lehrreiche Geschichte für Eltern und Kinder. Mit 1 Titelkupf. 8. 1830. 40 kr. od. 10 gr.

Genovefa. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums. Neue Aufl. Mit 1 Titelkupf. 8. 24 kr. od. 6 gr.

Glück der guten Erziehung. Eine Kindergeschichte in Briefen, zur Vorübung im Schriftlesen mit geschriebenen Buchstaben gedruckt. 45ste Ausgabe. 12. 1829. geh. 6 kr. oder 2 gr.

Kreuz, das hölzerne. Eine neue Erzählung. 6 kr. oder 2 gr.

Ostereyer, die. Eine Erzählung zum Ostergeschenke. 3te Aufl. 12. 1829. 9 kr. geb. 12 kr. gr. 12. 12 kr. od. 3 gr. geb. 15 kr. od. 4 gr.

Rosa von Tannenburg. Eine Geschichte des Alterthums, für Eltern und Kinder. Neue Aufl. Mit 1 Titelkupf. 8. 30 kr. oder 8 gr.

Weihnachtsabend, der. Eine Erzählung zum Weihnachtsgeschenke für Kinder. 12. 1825. 15 kr. geb. 18 kr. gr. 12. 18 kr. od. 4 gr. geb. 21 kr. oder 5 gr.

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. 2te Aufl. 12. 1828. 9 kr. geb. 12 kr. gr. 12. 12 kr. od. 3 gr. geb. 15 kr. oder 4 gr.

Schmid, J. G., Versuch einer Sittenlehre in Denkreimen, gesammelt für Schulkinder auf dem Lande. 12. 1825. Das Dutzend sauber broch. 24 kr. oder 6 gr.

Alte, der, von den Bergen. Eine Erzählung für Kinder. Neue Aufl. gr. 12. 9 kr. oder 3 gr.

Anthologie deutscher katholischer Gesänge aus älterer Zeit. gr. 12. 1831. In saubern Umschlag broch. 1 fl. 12 kr. oder 16 gr.

Engelbrecht, A., Aufsätze pädagogischen Inhalts. Ein Buch für Seelsorger und Volksschullehrer zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung. Mit Titelkupf. und 1 Musikbeilage. 8. 1821. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

Fabeln für unsere Zeiten und Sitten. 2 Bdchen. 8. 1831. geh. 1 fl. od. 16 gr.

Jais, P. A., schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen zur Sittenlehre für Kinder, und wohl auch für Erwachsene. 2 Bdchen. 12. 10 kr. od. 3 gr. geb. 14 kr. od. 5 gr.

Jugendspiegel. Eine Reihe kleiner Erzählungen. Von dem Verfasser der rührenden und lehrreichen Erzählungen für die Jugend. Mit 1 Kupf. 8. 1827. 15 kr. oder 4 gr.
gebunden 18 kr. oder 6 gr.

Manerer, W., Briefe für Kinder. Nebst einigen Anreden bei öffentlichen Schulprüfungen. 3te verm. Aufl. gr. 12. 1824. 12 kr. oder 3 gr.

— — kleine, lehrreiche Erzählungen und Lehrsätze nebst einigen Gleichnissen und Denksprüchen aus dem Munde Jesu. Ein Geschenk für Kinder. 8. 1820. 8 kr. oder 2 gr.

— — Lesebuch für Anfänger im Lesen. 1—3te Abtheilung. 2te verb. Aufl. 12. 1824—30. 8 kr. oder 2 gr.

— — Lesebuch für geübtere Leseschüler. 8. 1818. 15 kr. od. 4 gr.

— — Tabelle zur Kenntniß der Buchstaben. 8. Das Dutzend auf Pappe gezogen. 24 kr. od. 6 gr.

Ministrant, der andächtige und gut unterrichtete, oder kurze und deutliche Anweisung, wie der Ministrant dem Priester bei der heiligen Messe am Altare dienen soll. Mit 1 Vignette. 12. 1831. geh. 4 kr. oder 1 gr.

Nelk, Th., der Hut. Eine neue Erzählung für Alle, besonders für die reifere Jugend. Mit 1 Titelkupf. 12. 1831. 15 kr. oder 4 gr.

Noch ein Mal! Zwei ganz neue lehrreiche Erzählungen für die liebe Jugend von bekannten Jugendfreunden. (Enthält: Lohn der Tugend, vom Verfasser des Jugendspiegels. Die letzte Erzählung. 12. 1832. 12 kr. od. 3 gr. geb. 15 kr. od. 4 gr.

Riedhofer, K. A., bethe und arbeite! oder, das tägliche Geschäft eines guten Christen. Mit einer Nachlese von Denksprüchen über Gebeth und Arbeit. Ein Christenlehr- und Prüfungsgeschenk. 12. 1831. 8 kr. oder 2 gr.

— — Gott in seinen Fügungen und Erbarmungen wunderbar. Eine Geschichte zur Erbauung für Kleine und Große — Junge und Alte. 12. 1831. 12 kr. oder 3 gr.

— — die einträglichste Lotterie, in welcher jede Einlage Gewinn ist; dargestellt in einer Geschichte mit lehrreichen Beispielen aus dem Leben der Heiligen Gottes. Ein Lesebüchlein für Jedermann zur Erbauung. 12. 1831. 12 kr. oder 3 gr.

— — wähle gut, so hast du's gut! oder die glücklichen Eheleute. Eine Familiengeschichte zur Belehrung und Erbauung geschrieben und allen guten Menschen erzählt. 12. 1831. 12 kr. oder 3 gr.

— — Ehrenbund der Jünglinge und Jungfrauen in Kirschenthal. Eine Erzählung zur Belehrung über den hohen Werth der keuschen Jünglingschaft und der jungfräulichen Ehre; nebst Anweisungen, diese aufrecht und unverschrt zu erhalten. Ein Christenlehr- und Prüfungsgeschenk. 12. 1832. 12 kr. oder 3 gr.

Vitzthum, A., und M. Closner, Diktirübungen nach den Regeln der Orthographie, geordnet, nach einem neuen Diktir-Surrogat für Volksschulen. Ein Hand- und auch Lesebuch für Elementarschulen. 8. 1822. 12 kr. od. 3 gr. geb. 15 kr. od. 4 gr.

— — Hausaufgaben für Schreib- und Rechenschüler in Volksschulen, oder Aufgaben zur Selbstbeschäftigung der Schüler. 2te verb. Aufl. 1823. 15 kr. oder 4 gr. geb. 18 kr. oder 5 gr.

